



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Kains Entsühnung.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

**D**er Winter kam. Die Kanäle froren zu. Die Schneedecke breitete sich über das Moor, schnitt Schmalenbeek ab von der Welt und jedes einzelne Gehöft von seinem Nachbarn. Aber die Bewohner wehrten sich, schaufelten immer wieder neue Verbindungspfade, kamen zueinander in die Spinnstuben, zu einem Abend-schwarz, zu Dudelmusiken und Tanzereien. Es war die Zeit der Feste im Moor, die arbeitsarme im übermäßig arbeitsreichen Jahr, und das junge Volk ruhte sie aus.

Janfredrik sah allein in seinem verschneiten Bau. Er schaufelte keinen Pfad für Besucher, den meisten war er auch zu unumgänglich geworden. Nur Kort Ehlers kam fast an jedem Abend in der von Urvätern her ererbten Treue seiner Masse.

„Ut mien Hus is de Unfegen utgahn“, sagte er zum Schullehrer. „Jk mutt dervör upfamen.“

Schweigend rauchten die beiden Männer dann vor der Feuerstätte ihre Pfeifen, während der Wind um das Strohdach heulte und die Kühe mit den Ketten klirren. Ab und zu fuhr Janfredrik auf, sah mit sich weitenden Augen durch die kleinen Fensterscheiben.

Fragte Ehlers: „Wat is dr?“ so antwortete er geheimnisvoll: „Er geht wieder ums Haus.“

Manchmal riß Ehlers dann die Tür auf, lief hinaus, kam zurück und versicherte, da sei niemand.

Janfredrik antwortete darauf nicht einmal. Er wußte es besser. Fast jede Nacht klopfte der Tote an die Tür. „Es is kalt in mein Grab. Laß mich herein, Bruder.“

Tagsüber stand er in der Ecke bei den Pferden und sah Janfredrik auf die Hände. Einmal, als der besonders fleißig gewesen war, hatte er ihn am Abend gefragt: „Für wen tuft denn das, mein Bruder Janfredrik?“

Seitdem hatte Janfredrik auch zum Arbeiten nicht mehr den Mut. Brün hatte ja recht, für wen?

Er fühlte aber, daß er langsam zugrunde gehen mußte, und als ordnungliebender Mann begann er seine Sachen aufzuräumen. Er öffnete das Paket Schriften, das er aus dem Gefängnis mitgebracht und unangerührt liegen lassen, um die wichtigen Stücke sauberlich in eine verschließbare Truhe zu legen.

Da war Brün Lorensens Testament, das ihn unter Übergang von Brüns Schwester und deren Nachkommen zum alleinigen Erben einsetzte. Da waren seine eigene Aufstellung

des Eigentumswertes von Lorensen am Moorhof, im Gefängnis ausgefertigt, die Taxation der Steuerbehörde und die Quittung der Erbschaftsteuer. Ehlers hatte das Torfboot für ihn verkaufen müssen, damit er diese Steuer bezahlen konnte. Auch eine Abschrift des von Swensen im Namen seiner Ehefrau Margarete Swensen geborene Lorensen eingereichten Protestes gegen Brüns leßtwillige Verfügung lag bei den Papieren. Der Notar, bei dem die Testamente aufgesetzt worden waren, hatte sie seinem Klienten Holm übersandt und zugleich in einem Brief ihm mitgeteilt, daß der Protest vom Gericht als ungültig zurückgewiesen worden sei. Ein paar Monate später schickte er ihm dann einen Ausschnitt aus den „Bremer Nachrichten“, eine kurze Notiz unter „Lokales“, die berichtete, daß der Hafendarbeiter Karl Swensen, wahrscheinlich in trunkenem Zustand, beim Beladen eines Schoners in den Schiffsraum abgestürzt und tot geblieben sei.

Janfredrik las jedes Schriftstück noch einmal durch. Ganz andere Bedeutung gewann ihr Inhalt für ihn, jetzt, da er sie als freier Mann erwog. Im Gefängnis waren alle Ereignisse nur wie die Schatten ihrer selbst an ihn herangetreten, blutlos, unwirklich, und versunken in sein eigenes Schicksal, hatte er an Brüns verlodderter Verwandtschaft überhaupt nicht mehr gedacht.

Beim Anblick der Schriftstücke tauchte der Auftritt im Gäßchen am Bremer Markt wieder vor seiner Erinnerung auf, der Auftritt am Tag, als sie die Testamente unterschrieben hatten, Brüns Todestag. Er sah das blasse, gemeine Gesicht von Margret Swensen, wie sie knirschend ihre Diebsbeute verteidigte, er sah den dunkeläugigen Bengel mit der eigensinnigen Stirn, sah den Griff der kleinen schmutzigen Faust, die den gestohlenen Spicaal nicht lassen wollte. Gefindel! Auskehrich der Menschheit! Janfredrik empfand gegen die Sklavenlaster des Diebstahls und der Lüge die ganze Verachtung, die rauhkräftiger Herrenrasse eingeboren ist. Es war gut, daß diese Brut nie seinen Hof betreten würde.

Auf einmal, er wußte nicht wie es zugeing, hörte er auch wieder Brüns Rede deutlich wie damals: „Es is doch mein Blut. Zu den Jungen bin ich Gevatter gestanden, un das Mädchen hat die Augen von mein Mutter.“

Sein Blut! Janfredrik erschrak vor einer jähen Vorstellung so sehr, daß ihm die Knie zitterten. Mit unsicheren Händen räumte er die Papiere zusammen.

„Nein, nein, nein!“ Wie konnte solcher Gedanke ihm kommen? Solche Nötigung? Schen sah er nach der Ecke am

Pferdestand. Guckte der wieder herüber, sah ihn zu? Nein, er würd's nicht tun. Das nicht. Das war zu hart.

Er legte sich ins Bett, steckte den Kopf in die Federn, wollte sich zwingen zu schlafen. Aber in seinem Hirn bohrte der neue Gedanke wie ein eingetriebener Nagel. Er konnte ihn nicht herausbekommen.

Der Junge, das Mädchen waren Brüns Blut. Wenn Janfredrik einsam hauste, wenn nach seinem eigenen Richterspruch ihm nie eigene Kinder erwachsen durften — hatte nicht Brüns Blut ein Recht auf das Haus, das Brün mit erbaut, auf das Land, das er mit urbar gemacht hatte?

Es waren die Kinder eines Lumpen, junge Diebe und Lügner.

Es waren Kinder. Zum Lumpentum der Swensen, zur Rechtchaffenheit der Lorensen lagen die Keime wohl noch gleich lebenskräftig in ihnen. Auf die Erziehung kam's an, welcher von beiden groß wachsen würde.

Aber da war die Mutter, das gemeine, böse, ganz verlorene Weib, das in der Verbitterung seines Neides und Hasses jedes Haus zur Hölle machen mußte.

Die unerbittliche Stimme in seinem Inneren antwortete: Hast du es denn verdient, einen Himmel in deinem Haus zu haben, Janfredrik Holm?

„Nein, nein, nein“, sagte Janfredrik laut in die Nacht. „Ich tu's nicht.“

Als er am nächsten Morgen die Haustür öffnete, sahen zwei hungrige Krähen im Schnee, wühlten auf seiner Schwelle nach Abfall. Sogleich fielen ihm die kleinen Swensens ein. Ob die auch so sich die Brocken zum Leben suchten vor fremder Tür? Bitter kalt umwehte ihn der Wind. Seine Diele hatte Raum für viele um die rauchende Torfglut — und Brüns Blut fro. Brün hatte das wärmende Dach über ihm aufrichten helfen — und Brüns Blut hatte kein Dach über sich. Er aber war Brüns Erbe, der Erbe von Brüns Gut. Der Erbe von Brüns Pflichten wollte er nicht werden. Wirklich, sein Bruder Brün hatte Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein.

Er hing seinen Mantel um, drückte die Pelzmütze tief ins Gesicht und ging durch das Schneegeriesel zu Ehlers.

„Vorsteher, willst du mir woll dein Schlitten auf ein Tager drei borgen? Ich muß nach Bremen.“

„Jo, wat wuttst denn up eenmol in Bremen?“ fragte Ehlers verwundert.

„Ich hab' da zu tun.“

„Denn krieg' di de Schlitten man rut. Wi brukt de nich vör Sünndag.“

„Bis Sonntag bin ich zurück.“

Janfredrik fuhr nach Ottersberg, stellte Pferd und Schlitten ein und stieg in den Zug nach Bremen.

Es war Nacht, als er bei Peterfen anlangte. Der hatte jetzt stille Zeit. Die Torfschiffer kamen nicht mehr. Er konnte ihm bequem Schlafgelegenheit geben. Janfredrik wählte die billigste und auch die nur nach zähem Feilschen um den Preis. Behmütig sah er auf den Beutel in seinem Gürtel. Solche Reise kostete ein Sündengeld. Und dies war erst der Anfang.

Er fragte, ob Peter Peterfen von Brüns Verwandten, den Swensens, wisse.

Der Wirt hatte nur gehört, daß ein Swensen vor ein paar Jahren ertrunken sei. Er holte aber das Adreßbuch. Danach wohnte eine Frau Swensen Schulstraße Nummer vier im dritten Stod.

In die Schulstraße ging Holm früh am anderen Morgen zu Fuß. Um den Groschen für den Omnibus wär's ihm leid gewesen.

Im dritten Stod kannte niemand eine Frau Swensen. Die neuen Mieter schlugen ihm die Tür vor der Nase zu.

Er suchte den Wirt auf. Der fing gleich an zu schreien:

„Swensens? Was, Swensens?“ — Er hatte das Diebsgündel aus dem Haus geworfen. Die Miete wären sie ihm noch schuldig. Ob er dazu gehöre? Dann solle er nur bezahlen. Wo sie geblieben wären, wisse er nicht.

Janfredrik ging also zur Polizei, bat um Auskunft. Er sei der Freund des verstorbenen Bruders der Frau und er wolle sich der Familie annehmen.

Da holte der Beamte die Akten. „Frau Margret Swensen, geborene Lorensen.“

Es waren die Akten einer mühseligen Sünderin. Ewiger Wohnungswechsel, Verurteilungen wegen Hausfriedensbruchs, Hehlerei, Bettelerei, tätlicher Beleidigungen. Die vorläufig letzte Station dieses Irrgangs war das Krankenhaus. Dort lag sie zur Zeit.

„Und ihr Kinders?“ fragte Janfredrik. „Können Sie mir sagen, was mit ihr Kinders is?“

Die Polizei wußte auch das. Katharina Swensen war Ditem aus der Schule gekommen, zweimal wegen unerlaubten Freibietens von Blumen bestraft und stand seit vierzehn Tagen bei einem Gastwirt am Freihafen in Dienst. Der Polizist sagte lesteres mit einem bedeutamen Achselzucken.

Brün, der Junge, war zu einem Korbflechter ausgetan worden, seit seine Mutter im Krankenhaus lag. Er besuchte die Volksschule, war wegen verschiedener Diebereien schon mit Haft bestraft, und es schwebten Erörterungen, ob man ihn, wie sein Bormund beantragte, in einer Besserungsanstalt unterbringen solle.

„Aee“, sagte Janfredrik, „das nich. Ich will die Swensens all mit auf mein Hof in'n Moor nehmen.“

„Das würde gewiß für Swensens die beste Lösung sein“, gab der Beamte zu. Er riet aber Holm selbst, sich die Sache ernstlich zu überlegen, bevor er einen bindenden Entschluß fasse. Freude würde er an der Familie schwerlich erleben.

„Um mir ein Freude zu machen, hol' ich ihr auch nich“, versicherte Janfredrik grimmig.

Da schrieb der Kommissär ihm die Adressen auf, gab ihm eine Legitimation und einen Erlaubnißschein zum Eintritt in das Krankenhaus, denn es war kein Besuchstag.

„Wenn Sie, nachdem Sie die Leute gesehen haben, bei Ihrem Vorsatz bleiben“, sagte der Beamte, „dann kommen Sie hierher zurück. Ich will Ihnen helfen, die nötigen Formalitäten zu erledigen. Sie können dann um so rascher nach Haus fahren.“

Vor dem Krankensaal, in dem Margret Swensen lag, blieb Janfredrik stehen, während die Schwester hineinging, seinen Besuch zu melden. Ein grimmes Lächeln spielte um seine Lippen. Er erkannte die Stimme von Brüns Schwester. Schriil und hart wie Löwenschrei gestellte sie aus dem Gemurmel der anderen fünfzig Kranken hervor.

Dann ging die Tür auf. Zwischen den Bettreihen hin, aus denen neugierige Augen aus hageren oder schmerzverzerrten Gesichtern ihm nachblickten, führte die Wärterin ihn zu einer Gruppe Genesender, die um einen Tisch saßen.

Eine stand. In die Stirn fielen ihr Strähnen ihres liederlich aufgesteckten Haares. Die Nase sprang wie ein Eulenschnabel zwischen den abgefallenen Wangen hervor, und die dunkle Umrandung, die ihre tiefliegenden Augen größer erscheinen ließ, vollendete ihre Ähnlichkeit mit einem zornigen Waldkauz. Ihren langen dünnen Arm wie einen Wegweiser gegen den Nahenden ausstreckend, schrie sie: „Das ist er. Seht ihn euch an! Der hat meinen Bruder umgebracht!“

Die Köpfe in den Betten hoben sich. Unter den Weibern um Margret Swensen entstand eine Bewegung. Aber Janfredrik, der vom Wirbel bis zur Zehe bebte, so oft der zürnende Schatten in der Stille und Einsamkeit seines Hauses ihm diese Beschuldigung zuflüsterte, fühlte zu seiner eigenen Verwunderung, daß er ganz ruhig blieb, als die schrille Weibesstimme sie ihm vor fünfzig Zeugen entgegenkreischte.

„Margret Swensen“, sagte er langsam, „ich bin hier, um dir un dein Kinders mit mich auf mein Hof zu nehmen.“

Sie hörte ihn gar nicht an. „Nicht bloß, daß er ihn umgebracht hat“, eiferte sie. „Er hat auch mir un mein Kinders unser Erbe weggenommen. Ihm hat mein Bruder alles, was sein war, verschreiben müssen. — Dieb! Du!“

gib uns zurück, was unser is. Sonst hab' ich mit dich nix zu schaffen."

Hier sah die Schwester Margret Swensens Arm.

„Hören Sie, Frau Swensen, Sie müssen sich das doch überlegen. Haben Sie mir nicht geklagt, Sie wüßten nicht, was Sie anfangen sollten, wenn Sie von uns entlassen würden? Sie müssen auch an Ihre Kinder denken, für die Herr Holm sorgen will.“

Margret Swensen riß sich los. „Da soll ich den Menschen woll gar für danken?! — Der halbe Hof hat mein Bruder Brün gehört. Wenn ich dahin ging, denn so ging ich bloß in mein Eigentum. Aber ich will mit den Kerl ja nich unter ein Dach wohnen. Er hat mich un mein Kinders nich lieber sehen können als ein Spinne! — Un nu mit einmal sollen wir zu ihn kommen. Will er uns vielleicht auch aus sein Weg bringen, wie mein' Bruder Brün?“

Die Diakonissin winkte Janfredrik zu. „Frau Swensen ist was hitzig. Sie meint das sicher nicht halb so schlimm. Vielleicht kommen Sie heut nachmittag einmal wieder. Es wäre solch ein Glück für Swensens, wenn sie von Bremen wegfämen.“

„Ja,“ sagte Janfredrik, „ich will nu erst mal nach die Kinders sehen.“

Er ging zunächst zu dem Korbflechter. Der wohnte in einem so düsteren Hinterhaus, wie sie in Bremen selten sind.

In einer Regentonne lehnte ein Junge. Trotzdem fast vier Jahre vergangen waren, erkannte Janfredrik ihn sogleich wieder an der eigensinnig harten Stirn, dem scheuen und trogigen Blick der Augen. Die starren mit harter Neugier auf etwas in seinen Händen, das er bald im Wasser der Tonne versinken ließ, bald wieder herauszog.

„Was tußt da?“ fragte Janfredrik.

Der Junge antwortete nicht, nur eine unwillkürliche Bewegung machte er, den Gegenstand rasch zu versenken.

Janfredrik hielt ihm den Arm fest. Da sah er, daß es eine halbtote Ratte war, die der Mube bald untertauchte, bald, wenn sie dem Ersticken nahe war, zu erneuter Qual herauszog. Mit einem Schlag tötete Janfredrik das Tier.

„Dummer Jung', kannst nix besseres tun? — Komm mit!“

Von unten herauf schielte der Bengel mißtrauisch den Mann an. In seinem Bewußtsein drängten sich einige schlimme Streiche, die er in diesen Tagen verübt hatte, zwei heimtückisch zerbrochene Fensterscheiben, eine gemauerte Sülze, ein Einbruch in einen Apfelseller. Unversehens bückte er sich, biß kräftig Janfredrik in die Hand, und dessen Überraschung benutzend, riß er sich los und jagte die dunkle Treppe hinauf bis unter das Dach.

Janfredrik wischte gleichmütig das Blut von der harten Haut und ging in die Korbmacherverstätt. Die war schmutzig und verwahrlost und der Meister ein scheuer, verkommen aussehender Mensch, der keinem gerade in die Augen sah.

Janfredrik zeigte seine Legitimation und kündigte ihm an, daß er morgen um zehn Uhr Brün Swensen für immer mit sich nehmen werde.

Mit schwerem Herzen ging er dann zu der Kneipe am Hafen. Sie lag in mittäglicher Leere, ein düsterer Bau mit etwas wie einem Gärtchen seitwärts, einem Platz, auf dem unter vom Gaslicht verkümmerten Bäumchen Sommers die wenigen Tische und Stühle standen, die jetzt in einer Art offenen Schuppens aufgestapelt lagen.

Janfredrik trat in die offenstehende Haustür, und weil nicht gleich jemand um den Weg war, ging er an der Gaststube vorüber, geradeaus zur gegenüberliegenden Hofstür. In dem Schuppen hatte er ein paar Gestalten zu erspähen gemeint. Und richtig, unter dem Schuzdach standen sie, ein Mann, ein kaum dem Kindesalter entwachsen Mädchen. Der Mann, in fremdländischer Tracht, mit schnürenbesetzter Jacke, gelber Weste, rotem Fes, redete in gebrochenem Deutsch lebhaft auf das Mädchen ein, schwenkte ihr vor den Augen ein goldgesticktes Tuch, schien es ihr aufdrängen zu wollen, und das

Mädchen lachte leise dazu, schüttelte den Kopf, bog sich zurück, während doch ihre Augen begehrllich an der glühenden Pracht hingen.

Janfredrik stieß seinen Stock auf die Steinfliesen. Da riß sich das Mädchen los, kam gelaufen. Sie trug trotz der Wintersonne eine weiße Bluse. Ihr üppiges, silberblondes Haar war wie eine Art Helm hoch über ihrem Kindergezicht aufgebauht. Etwas Plattriges, Unsolides lag in ihrer Erscheinung, ihrem Gebaren, das in seltsamem Gegensatz stand zu der Kindlichkeit ihrer Züge.

„Ein Glas Bier möcht' ich“, sagte Janfredrik bedächtig.

„Ja, sogleich, mein Herr.“

Als Janfredrik jetzt in die Wirtsstube trat, wartete da schon ein anderes Mädchen, eine Schwarze mit knallroter Seidenbluse.

Er setzte sich und gleich kam die Blonde, stellte das Glas Bier vor ihn hin und wollte wieder gehen.

„Mein Kind,“ sagte Janfredrik, „bleiben Sie mal ein bißchen da bei mich.“

Das Mädchen zögerte. Aber die Schwarze stieß sie mahnend in die Seite. Da warf sie trotzig den Kopf zurück.

„Man nennt mich Fräulein Ina, mein Herr.“

„Sieh mal an,“ sagte Janfredrik, „um ich hätt da auf gefworen, daß du Trina bist, Trina Swensen, die Tochter von Karl Swensen aus Kappeln.“

Während sie zusammenzudend mit großem Blick ihn anschaute, musterte Janfredrik sie genau, und er dachte: Es is wahr, was Brün sagt, ihre Augens sind gut. Laut fragte er: „Hab' ich recht?“

Die Schwarze war hinausgegangen.

„Woher kennen Sie mich?“ stieß das Mädchen hervor.

„Ich weiß doch nich, daß ich Sie je gesehen hab.“

„Das wirst gleich hören, Trina Swensen. Erst sag' mich mal, was wollt' denn der Mann da draußen von dich?“

Trina wurde rot. „Ach der!“

„Wollt' er dich was verlaufen?“

„Nein.“ Sie sah sich hastig um, sie sprach leise. „Er hat mir nur eine bessere Stelle angeboten in Hamburg oder Konstantinopel, eine Stelle, wo ich viel, viel Geld verdienen kann.“

„So, hat er das?“ fragte Janfredrik. „Denn bin ich woll noch gerade zur rechten Zeit gekommen, oder doch schon nich mehr zur rechten Zeit?“

Das verstand Trina nicht. „Ich soll da viel Geld verdienen“, wiederholte sie.

„Denn gefällt dich das hier woll nich, Trina Swensen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn ich bloß wüßt, woher Sie mich kennen?“ Und plötzlich kam ihr wie ein Blitz eine Erinnerung. „Waren Sie nich — sind Sie nich —? Ja, gewiß, vor vier Jahren! Mit Onkel Brün. Das sind Sie gewesen! — O Gott! O Gott!“ Sie versteckte schaudernd ihr Gesicht in die Hände. „Mein guter Onkel Brün!“

Ein Klang von Wahrheit war in ihrem Schluchzen. Es ging dem Mann durchs Herz. „Ich bin Janfredrik Holm“, sagte er barsch.

In angstvoller Abwehr streckte sie die Hand aus. „Gehen Sie! Ich will Sie nicht sehen. Onkel Brün ist der einzige, der gut gegen uns gewesen ist, immer, immer. Ich hab' ihn lieb gehabt! O, so lieb! So lieb!“

Janfredrik sah fest die ihn fortweisende Hand. „Meinst, ich nich!“

„Sie?“

„Das versteht nich, Kind. Aber dir will ich jetzt sagen: du wirst auf kein Stelle mehr gehen, nich auf die von den bunten Hanswurst draußen, un auch in die Wirtschafft hier bleibt kein Tag länger. Du gehst mit mir, nich allein, versteht sich. Dein Mutter, dein Bruder kommen auch.“

Sie hörte auf zu schluchzen. Mit weit offenen Augen sah sie ihn an. „Wir zu Ihnen! Wir in Ihr Haus! — Aber das geht ja doch nicht!“

„Brün hat dir lieb gehabt“, murmelte Janfredrik. „Warum sollt' es denn nicht gehen?“

„Weil — aber sehen Sie denn nicht? — Ich hab' einen Abscheu vor Ihnen!“

Sie lief hinaus.

Janfredrik hielt sich an der Tischkante. Ihm war plötzlich ganz schwindlig, und obgleich die Stube nur schlecht geheizt war, perlte ihm der Schweiß auf der Stirn.

„Das is noch sweerer als ich gedacht hab'. Das is fast zu swer.“

Eine tiefe Entmutigung kam über ihn. Schwerfällig setzte er sich auf seinen Stuhl. Der Entschluß in seinem Herzen wankte. Das schlimme Weib, der tüdtsche Knabe, das Mädchen, das ihn verabachte, — sollte er sie wirklich zu sich zwingen,

gewaltfam, wider ihren Willen? — Die Hölle für ihn — für sie vielleicht nicht einmal ein Gewinn.

In diesem Augenblick kam der fremdländische Händler herein. Janfredrik sah sein lauerndes Gesicht, die gierigen Augen. Die Rotblutige setzte sich zu ihm. Die zwei flüsterten, lachten.

Da riß Janfredrik Holm sich gewaltfam auf.

„Da is nir zu überlegen. Ich bin Brün das schuldig geworden. Un was Ein' schuldig is, das muß er zahlen.“

Mit steifen Schritten ging er zum Polizeibureau.

„Herr Kommissär, das bleibt dabei. Ich nehm' die Swenfens mit mich un verpflichtet' mich, für die Rinders zu sorgen wie für mein eigene. Wenn Sie mich nu helfen wollen, das in Ordnung zu bringen.“ (Fortsetzung folgt.)

## Deutschland und der amerikanische Fleischhandel.

Von Dr. Hermann Diez.

Wenn der amerikanische Karikaturenzeichner, der jahraus, jahrein im „New York Journal“ die volksfeindliche Tyrannei der Trusts durch fürchterliche Zerbilder verhöhnt und bekämpft, neuerdings einen charakteristischen Typus für den Fleischtrust braucht, so wird er nicht lange zu suchen haben. Die ganze Welt ist voll des Ekels über die unerhört unappetitlichen Zustände, die nach einem Bericht, der doch immerhin amtlichen Charakter trägt, in den Schlacht- und Packhöfen des Fleischtrusts herrschen sollen und nach dem Verlauf der von Theodore Roosevelt mit edlem Eifer und herzhafter Entrüstung eingeleiteten Gesetzgebungskampagne voraussichtlich auch noch länger herrschen werden: das Repräsentantenhaus des Kongresses hat dem Gesetz, das den Trust unter eine energische Kontrolle stellen wollte, zwei der schärfsten Zähne ausgebrochen. Und nachdem der Trust so seinen gewaltigen Einfluß auf die Gesetzgebung in einer ganz besonders kritischen Situation erprobt hat, kann er mit leidlicher Ruhe in die Zukunft sehen.

Wenn der Grundsatz, daß keine Arbeit schändet, vielleicht das Beste ist an der Neuen Welt, so ist der andere, daß der Dollar nicht rieche, sicherlich das Schlimmste an und in dem Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“, um dieses allerdings nächstdem zu Tod gerittene Schlagwort wieder einmal zu gebrauchen. Unter der Herrschaft des großkapitalistischen Betriebs aber und seiner unpersönlichen, mechanisierten Arbeit nimmt dieser bedenkliche Grundsatz einen besonders brutalen Charakter an, und die ungeheure Konzentration des Kapitals in den Riesentrusts muß ihre verhängnisvollen Wirkungen auf die schärfste Spitze treiben. Die hoch-, zum Teil überkapitalisierten Trusts wollen und müssen die Rentabilität erzwingen, koste es, was es wolle.

Die amerikanische Schlachtindustrie hat sich erst in den letzten Jahrzehnten zu ihren jetzigen riesenhaften Dimensionen ausgewachsen, denn die Voraussetzung dafür war erst gegeben, als die Bervollkommnung der Transportmittel, insbesondere die Einführung der Kühlwagen die Versendung geschlachteten Viehs auf weitere Entfernungen gestattete. Früher gab es auch in New York und Newyork große Schlächtereien; jetzt sind um Chicago und St. Louis etwa 30 Millionen Rinder und 40 Millionen Schweine konzentriert. In Chicago selbst sind im Jahr 1900 rund 1,8 Millionen Stück Rindvieh, 3 Millionen Schafe und 7 Millionen Schweine geschlachtet und verarbeitet worden. Daß dabei nicht alles zugeht, wie es sollte, weiß man schon lange. Es ist oft festgestellt worden, daß die Sauberkeit der Arbeit sehr viel zu wünschen übrigläßt, und daß die Fleischbeschau, die überhaupt erst auf Drängen des Auslands und nur für das zum Export bestimmte Fleisch eingeführt worden ist, noch in den Rinderställen steckt.

Zimmerhin fällt es mir schwer, alles für richtig zu halten, was an Beschuldigungen gegen die Schmutzwirtschaft in den Schlacht- und Packhöfen erhoben wird. Als ich vor jezt genau zwei Jahren auf der Rückreise von der St. Louiser Weltausstellung in Chicago weilte, wurde mir der Zutritt zu einem der Riesenbetriebe, wie jedem, der mit einem Empfehlungsbrief ausgestattet ist, bereitwillig gestattet. Und was man da vor allen Dingen sieht, ist eine Reihe überaus zweckmäßiger Einrichtungen, wie sie eben nur der Riesenbetrieb gestattet, Einrichtungen, die die zu schlachtenden und geschlachteten Tiere vor jeder Berührung mit Wänden oder Fußböden schützen, Einrichtungen, die jeden Mann so fest an seine bestimmte Arbeitsstätte und an eine einzige Funktion fesseln, daß die straffe Ordnung auch eine gewisse Keiligkeit garantiert. Aber der Laie, der zum ersten- und einzigemal eine derartige Anlage betritt, kann wohl nicht den Anspruch erheben, als klassischer Zeuge zu gelten. Ganz abgesehen davon, daß man ihn nicht gerade dorthin führen wird, wo er schlechte Eindrücke gewinnen könnte, legen sich auch der furchtbare Dunst und Geruch des Blutes wie das grausige Bild der tiefenden Schlächter so betäubend auf seine Sinne, daß er sich in neunzig von hundert Fällen beeilen wird, die Stätte des Schreckens wieder zu verlassen, um nichts mitzunehmen als die Erinnerung an einen verwirrend großen Betrieb und an ein entsetzlich blutiges Handwerk. Bemerkenswerter als ein Laienurteil, wie es in den letzten Jahren viele Ausstellungsbesucher gefällt haben, ist der Bericht der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom Jahr 1903. Darin heißt es, in bezug auf Canjas City, wo die Armour Co. täglich 12000 Schweine, 4000 Rinder und 5000 Schafe zum Versand fertig macht, daß der Berichterstatter die Schlachthäuser bei weitem nicht so schmutzig gefunden, wie er sie sich vorgestellt hat, und daß überall das Bestreben herrsche, die Anlagen „den Verhältnissen entsprechend“ möglichst sauber zu gestalten. Dieses Urteil kann jedenfalls nicht als im günstigen Sinn voreingenommen gelten, denn die deutsche Landwirtschaft kämpft ja seit langen Jahren gegen das amerikanische Fleisch und leidet die Berechtigung dazu speziell aus den hygienischen Verhältnissen her.

Zu einiger Vorsicht mahnt aber auch noch ein anderes Moment. Zu den amerikanischen Typen, die die vespanische Gleichgültigkeit gegen die Herkunft des Goldstücks ins letzte Extrem treiben, gehört der „Mann mit der Mißharke“, wie Roosevelt ihn genannt hat, der Journalist, der es unternimmt, nicht etwa Augiasställe zu reinigen, denn dazu reichen seine Kräfte und Werkzeuge nicht aus, wohl aber hin und wieder ein Häufchen Unrat ans Tageslicht zu zerren und dabei sein kleineres oder größeres Geschäft zu machen. Man hat kürzlich von einem amerikanischen Blatt erzählt, das seinem industriösen Herausgeber Hunderte und Tausende von Dollars



Die Dorfschöne.

Gemälde von E. H. A. u.

für  
händler  
ierigen  
sterten,

schuldig  
en."

t' die  
ers zu  
wollen,  
igt.)

halten,  
in den  
r jetzt  
Louifer  
Zutritt  
Em-  
d was  
zweck-  
betrieb  
nd ge-  
oder  
fest an  
unktion  
ilichkeit  
genmal  
anspruch  
gesehen  
d, wo  
ch der  
raufige  
Sinne,  
d, die  
mitzu-  
Betrieb  
swerter  
Aus-  
utschen  
es, in  
12000  
fertig  
weitem  
t, und  
berhält-  
Urteil  
ommen  
langen  
ie Be-  
en her.  
anderes  
vespa-  
ts ins  
harke",  
unter-  
reichen  
in und  
d dabei  
an hat  
seinem  
Dollars

einbrachte, weil er es nicht erscheinen ließ. Die Schweigegelder derer, die er mit Enthüllungen bedrohte, eretzten ihn reichlich alle Abomenten, die er etwa hätte haben können. Wie viel ergiebiger läßt sich nun ein großer Truist schöpfen als diese oder jene noch so potente Privatperson! Wenn also irgendeine Preshkampagne mit solchem Ziel eingeleitet wird, so hat man immer einigen Grund zu dem Argwohn, daß hier noch andere Motive als die Sorge um die Gesundheit und das sonstige Wohl des fleischkonsumierenden Mitbürgers wirksam sein könnten. Und wenn man sich dabei korrekterweise auf den Standpunkt stellen wird, daß es am letzten Ende gleichgültig sei, auf welchem Wege die Wahrheit ans Licht komme, so wird man sich andererseits doch auch sagen müssen, daß Polemiker solcher Art in der Prüfung ihres Materials nicht eben sehr sorgfältig sein werden. Eine Objektivität, wie sie nicht nur unsere Gerichte, sondern auch unsere Beamtenschaft auszeichnet, und wie sie auch die bessere deutsche Tagespresse für sich in Anspruch nehmen darf, gibt es in den Vereinigten Staaten kaum.

Das alles kommt jedoch nicht auf gegen die starke Beweiskraft der nach den Veröffentlichungen in dem Sinclair'schen Roman „The Jungle“ bekannt gewordenen neuesten Berichte, auf Grund deren man wohl als festgestellt annehmen muß, daß in diesen Betrieben des Fleischtrufes tatsächlich unerhörte Zustände geherrscht haben.

Die Frage der technischen Sauberkeit der Betriebe steht dabei noch nicht in erster Linie, wenn sie auch immer noch eine große und zum Teil recht unappetitliche Rolle spielt. Daß auf diesem Gebiet in den letzten Jahren gebessert worden ist, kann als sicher gelten, aber augenscheinlich geschieht noch bei weitem nicht alles, was der an und für sich zur Unreinlichkeit neigende Betrieb erfordert. Was in Chicago speziell auffällt, ist die fast ausschließliche Verwendung von Holz zu den Schlachtgebäuden und der Mangel an Wasser. Wenn irgendwo, so müßten hier Marmor- oder mindestens Betonpaläste stehen, um die Mißstände des in der andauernden warmen Feuchtigkeit naturgemäß sehr rasch faulenden Holzes zu vermeiden und eine gründliche Reinigung durch Spülungen zu ermöglichen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist davon nicht die Rede, ein etwas energischeres Reinigen würde jetzt weit häufigere und längere Pausen erfordern, als der Betrieb sie zulassen will. Mir hat man seinerzeit in Chicago erzählt, daß das Fleisch selbst geradezu mit Verlust verkauft werde. Die Prosperität konnte demnach nicht auf dem Großbetrieb als solchem beruhen, „die Masse“ konnte es an und für sich nicht bringen. Das Geheimnis des Erfolgs sollte vielmehr in der Ausnutzung aller Nebenprodukte liegen, die so intensiv gestaltet ist, daß das ununterbrochen in die Schlachthäuser getriebene Vieh diese tatsächlich nicht nur in Gestalt von Cornedbeef, Pains, Würsten, Schinken usw., sondern auch von Gelatine, Hosentrüpfen, Haarfeilen und dergleichen verläßt. Da will natürlich der amerikanische Geschäftsmann von irgendwelchen Erschwerungen des Betriebs nichts wissen, sondern es wird eben weiter gewirtschaftet, wie es geht. Das Truistkapital muß eine Rente abwerfen.

Und aus gleichen Gründen hat sich bisher auch die noch viel wichtigere Fleischbeschau nicht durchzusetzen vermocht. Sie ist insbesondere auf das Drängen des Auslands für alles Fleisch eingeführt, das die Grenzen der Union oder auch nur die des Produktionsstaats überschreitet — „Uncle Sam“ selbst hält die Zügel noch immer leidlich fest. Er ist aber machtlos, was die innerstaatlichen Verhältnisse anbelangt, und so findet auf diesem Gebiet wie auch so manchem anderen die Lotterwirtschaft unter der Ägide des Einzelstaats die nachsichtigste Duldung. Damit ist aber ein Moment der Unsicherheit im allgemeinen gegeben, und es wird die allerstrengste Kontrolle, wie sie bisher schlechterdings nicht vorhanden ist, erfordern, wenn irgendeine Garantie dafür gegeben sein soll, daß das der Beschau entzogene Fleisch nun auch wirklich innerhalb des produzierenden Staats bleibt. Richtig ist, daß die

Konsumverhältnisse innerhalb dieser Staaten keineswegs glänzend sind: ich für meine Person habe im ersten Hotel der Fleischstadt Chicago das schlechteste Beefsteak vorgesetzt bekommen, das meinen Zähnen jemals zugemutet worden ist. Aber das beweist noch lange nicht, daß alles gut ist, was den Erzeugung- oder Fabrikationsort verläßt, und die neuesten Enthüllungen machen es sogar sehr wahrscheinlich, daß viel davon schlecht ist.

Es fragt sich nun, inwiefern die Reinlichkeitsverhältnisse der amerikanischen Vieh-, Schlacht- und Pachtöfe für uns noch in Betracht kommen, nachdem das Gesetz über die Schlachtvieh- und Fleischbeschau vom Juni 1890 mit seinen rigorosen Bestimmungen den amerikanischen Fleischexport nach Deutschland größtenteils unterbunden hat. Dieses Gesetz verbietet bekanntlich die Einfuhr von Fleisch in luftdicht verschlossenen Büchsen oder ähnlichen Gefäßen, von Würsten und sonstigen Gemengen aus zerfeinertem Fleisch in das Zollinland durchaus. Die Geheimnisse der amerikanischen Wurstfabrikation kommen demnach für uns nicht mehr in Betracht. Ausgeschlossen ist der Natur der Sache nach die Einfuhr frischen Fleisches aus den Vereinigten Staaten, das nach den Bestimmungen des genannten Gesetzes nur in ganzen Tierkörpern eingeführt werden darf. Die Einfuhr solchen Fleisches etwa in gefrorenem Zustand, die gesetzlich statthaft wäre, ist bisher nicht versucht worden. Es bleibt also die Einfuhr zubereiteten Fleisches, die zulässig ist, wenn nach der Art seiner Gewinnung und Zubereitung Gefahren für die menschliche Gesundheit erfahrungsgemäß ausgeschlossen sind oder die Unschädlichkeit für die menschliche Gesundheit in zuverlässiger Weise bei der Einfuhr sich feststellen läßt. Auf Grund dieser Bestimmungen ist selbstverständlich nur noch eine verhältnismäßig geringfügige Fleischausfuhr von den Vereinigten Staaten nach Deutschland möglich gewesen. Wenn sie uns in der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. September 1905 noch 56 585 Doppelzentner Speck und 31 035 Doppelzentner sonstiges zubereitetes Fleisch geliefert haben, so war daran unsere Fleischteuerung schuld. In den drei Monaten März bis Mai des laufenden Jahres weist die Einfuhr aus der Union noch folgende Zahlen auf:

Rindfleisch, einfach zubereitet	1 525 Doppelzentner
Schweinespeck	2 748 „
Schmalz	226 019 „

Hier tritt, wie man sieht, nur noch das Schmalz in nennenswerten Mengen auf.

Daneben spielt aber auch die Versorgung unserer Kriegsschiffe und zum Teil auch unserer Schutztruppen, die den inländischen Einfuhrgeetzen nicht unterliegt, eine Rolle. Man weiß, daß es speziell der Marine nicht ganz leicht gefallen ist, auf die wohlfeilen und zum großen Teil vortrefflich schmeckenden amerikanischen Fleischkonserven zu verzichten, wie man sie auch z. B. in Hamburg sehr ungern entbehrt hat, und es steht zu vermuten, daß die Marineverwaltung diese Bezugsquellen bis zum heutigen Tag noch nicht ganz aufgegeben hat. Es ist auch begreiflich, daß man für die Verpflegung der südwestafrikanischen Schutztruppe, die ganz plötzlich unerwartet große Anforderungen stellte, auf die amerikanische Produktion zurückgriff. Wenn auch bekannt war, daß die amerikanischen Truppenteile im spanischen Krieg sich zum Teil bitter über die ihnen gelieferten Nahrungsmittel beschwert hatten, so galten ja doch für die Ausfuhr Bestimmungen, die eine gewisse Garantie zu bieten schienen. Das ist nun aber ohne Zweifel ein recht trügerischer Halt, denn wenn sich etwas von selbst versteht, so ist es das, daß eine absolute strenge Scheidung des für den inländischen Konsum und des für die Ausfuhr bestimmten Fleisches nicht stattfindet. Ja, wenn eine Kontrolle nach strengem europäischen Muster Platz griffe! Aber davon ist eben in Amerika nicht die Rede und wird noch lange nicht die Rede sein. Es mag hart klingen, aber es ist doch so: der amerikanische Beamte, der in solchen Dingen mit unbeugsamer Strenge seine Pflicht tut, weil es eben seine Pflicht ist, und sich durch keinerlei Versuchung

vom schmalen Pfad abbringen läßt, wird immer eine Ausnahme sein. Hier öffnet die weitverbreitete Korruption den schlimmsten Durchstechereien Tür und Thor, und das Ausland wird sich nicht beruhigen können, bis eine strenge Fleischschau auch für den ganzen inländischen Verbrauch angeordnet und durchgeführt ist. Bis wir so weit sind, und das wird immerhin noch geraume Zeit dauern, ist äußerste Strenge angebracht. Vor allem werden wir auch unsere Marine und unsere braven Schutztruppen gegen den trügerischen Wohlgeschmack amerikanischer Fleischwaren zu schützen haben — hier müssen, so unbequem es sein mag, alle Vorsichtsmaßregeln Platz greifen, die für die Einfuhr nach dem Deutschen Reich gelten.

Was aber diese Einfuhr selbst anbelangt, so wird vor allem an die vielfach angestrebte Milderung der bestehenden Vor-

schriften für absehbare Zeit nicht zu denken sein; es könnte sich weit eher darum handeln, ob sie nicht verschärft werden müßten. Eine unbedingte Notwendigkeit dafür scheint uns indes bei den augenblicklichen Verhältnissen nicht gegeben zu sein. Wohl aber ist es nicht nur eine Pflicht der Selbsterhaltung, sondern geradezu eine Sache der Menschheitskultur, daß sich der rücksichtslosen amerikanischen Dollarwirtschaft der energische Protest des Auslands entgegenstelle, soweit es unter ihr zu leiden hat. Das ist das einzige, aber glücklicherweise ein sehr wirksames Mittel. Man klagt jetzt in Amerika in den bittersten Tönen über die ungeheure Geschäftsschädigung durch den Feldzug gegen den Fleischtraß, aber nur die empfindliche Lehre geschäftlicher Verluste kann auf diesem Gebiet Wandel schaffen und Zustände herbeiführen, die eines Kulturvolks würdig sind.

## Mein Glück.

Bescheiden ward mein Glück: — Ein fremdes, frohes Kind  
Hüßelt lachend unter frischem Blütenschnee; —  
Ein Vogel huscht durchs Laub; — ein holder Wind  
fährt über einen schweren dunklen See.

Ein Wölkchen schiffet durch hohen blauen Raum;  
Ein Lied hallt her aus dem Getrieb hienieden.  
Das Leben streift mich wie mit feinstem Saum  
Und einem Blick voll Ruh; — ich bin's zufrieden!

Frída Schanz.

## Beim alten Barbarossa.

Von A. Trinius.

Mit Illustrationen nach Photographien von Max Schyn in Frankenhäusen.

Schweift in stiller Stunde das Erinnern zurück in die goldene Jugendzeit, so summt wohl auch zuweilen das alte Lied mir leise über die Lippen, das Friedrich Rückert uns Deutschen im Jahr 1817 schenkte:

„Der alte Barbarossa,  
Der Kaiser Friedrich,  
Zu unterirdischen Schlosse  
Hält er verzaubert sich.“

Heute klingt es kaum noch aus Kindermund über die Gassen hin. Denn die große Zeit ward erfüllt. Deutschland empfing seine langersehnte Einigkeit, seinen Kaiser wieder. Eine andere Zeit ist inzwischen hereingebrochen. Sie schaut nicht mehr mit Märchenaugen in die Welt, der schöne Glaube ging verloren. Auf Kampf und Genuß ist heute alles gestellt. Die Sagenpoesie ging für immer schlafen. Politik ist Trumpf geworden, und das einst ackerbauende Germanien ist auf dem besten Weg, der größte Industriestaat der Welt zu werden.

Wenn man vor Jahren das romantische Unstruttal herausgezogen kam oder sich vom Harz herüber dem Kyffhäusergebirge näherte, so erblickte man bereits von weitem den stumpfen Barbarossatum der einstigen Reichsfeste Kyffhausen, unter den Sage und Überlieferungen den schlafenden Kaiser versetzt hatten. Heute blickt dieser Turmrest ziemlich bedrückt und scheu neben dem hehren Riesendenkmal über die weite Guldene Aue in die sonnigen Lande hinaus, seitdem deutsche Krieger die Erinnerung an die große, erfüllte Zeit und zu ihrer eigenen Mannesehre setzten. Hoch in die Lüfte greift die schmucke Kaiserkrone. Darunter reitet Wilhelm der Siegreiche hinaus, während tief unten in seinem Felsenpalast soeben der alte Kaiser Barbarossa aufgewacht ist und nun mit stauenden, halb noch träumenden Augen, fast wie geblendet vom Sonnen-

licht, vom Glanz des neuerstandenen Deutschen Reiches, durch die wuchtigen Säulenbogen hinausblickt. Wächter, Reifige, Rosse und Hunde liegen um ihn her noch im Bann des Schlafes.

Zu Füßen des Kaisers Weißbart aber ruht als Wehrkraft ein sehniger Krieger; die Geschichte reicht dem ersten deutschen Kaiser den vollen Lorbeerkranz, während sich tief zu seinen Füßen Schlangen und Unholde als Reid, Lüge, Haß und Verleumdung machtlos winden. Gewaltige Steinterrassen führen zu dem Meisterwerk von Bruno Schmitz. Im Erdgeschloß birgt sich noch ein großer Festraum, der als eine Gedächtnis- und Ehrenhalle an die stolze Zeit von Deutschlands Aufschwung gedacht ist. Auf zahlreichen Stufen klimmt man endlich bis zur Zinnenwehr, sich des herrlichen Ausblicks zu freuen. Und welch ein Ausblick!

Nach Norden hin steigt mit seinen dunklen Wäldern der Harz empor, über dessen gipfelarme Bergmassen der düstere Brocken unwirsch sein Haupt erhebt. Näher heran breitet sich, übersät von wohlhabigen Ortschaften, die Guldene Aue; die Talhügel längs der Helme, die bewaldeten Höhen der Schrecke, Schmücke wie Hainleite bis hinan zum Pöfenturm bei Sondershausen schlingen sich im Halbkranz um dieses liebliche Bild, das im Süden seinen kräftigen Abschluß durch die blau verträumten Bergwellen des Thüringer Waldes empfängt. Weit, weit hinab vermag das suchende Auge dem Lauf der Unstrut zu folgen, an deren heiteren Ufern sich Burgen, Dörfer, umwehrte Städtchen, Kaiserpfalzen, Klosterstätten und ernste Denkmäler deutscher Geschichte dicht aneinanderreihen. Und welche Erinnerungen stürmen auf den sinnigen Beschauer hier oben ein!

Schier überlebensgroß schreiten da im Abendlicht die reckenhaften Gestalten deutscher Kaiser im reichen Zug hinab, vom Harz kommend, da und dort auf ihren Pfalzen ruhend: Kyffhausen, Allstedt, Tilleda, Memleben. Dort unten tobten

bei Burgscheidungen die blutigsten Kämpfe, die das Ende der thüringer Königsherrschaft besiegelten. Hunnenschlachten ließen den Boden erzittern; der Bunschuh ward in den grimmen Schlachten des Bauernkrieges qualvoll aufgerieben. Von den Türmen läutet es Sturm, und Thomas

Münzer entsefelt die armen Bauern, daß sie sich wie Opfertiere in das Gemetzel stürzen. Mitterpoesie und ent-sagendes Mönchtum steigen vor uns wieder herauf. Deutsche Sendboten tragen im Wald Heinrich dem Finkler die Kaiserkrone an. Aus Weimar nahen die Gestalten unserer Dichterheroen, drüben in Kalbsrieth ländlichen Freuden sich hinzugeben.

Erinnerungen, Bilder und Gestalten ohne Zahl, im nicht enden-wollenden Zug!

Und zurück-kehrend, ruht nun unser Auge auf den rauschenden Eichwäldern tief zu

unseren Füßen, auf dem prächtigen Kyffhäuser-gebirge. Seine Lage im Herzen Deutschlands, die Überfülle der großen Erinnerungen, die Tiefdeutigkeit der Sagen, die Schönheit dieses Waldgebirges: dies alles hat dem Kyffhäuser unvergänglichen Glanz verliehen, eine Anziehung, wie sie bis auf die Wartburg kaum noch einer anderen Stätte innerhalb Deutschlands beschieden worden ist. Wohl ist der innige Zauber, der einst die dicht von Gesching und Buschwerk versteckten Ruinen des Kyffhäusers umwob, seit der Errichtung des herrlichen Denkmals verloren gegangen, seitdem man das, was bisher die Phantasie in den Berg gläubigen Sinnes verbannte, nun ins grelle Sonnenlicht emporzog. Seitdem Barbarossa erwacht ist, ging die keusche Poesie des Kyffhäusers schlafen. Doch eine andere, lautere, menschenfrohe ist dafür an die Stelle getreten. Man darf da oben nicht mehr welteinjam träumen wie einst. In Scharen wallfahrtet es jetzt vom Frühling bis in den purpurnen Herbst hinein zum Denkmal empor, Vereine, Schulen, Wanderer ohne Zahl, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde. Das bedröht dann hier oben, singt, schwärmt von den Taten auf Frankreichs Gefilden, läßt Tausende von Kartengrüßen in alle Lande hinabflattern. Und wenn dann der Abend sich sacht hinter den verglühenden Höhen des Harzes kündigt, dann zieht es wieder durch die Waldtäler heim, Arm in Arm, freudig erregt, singend, das Echo der Berge weckend. Auch das ist Poesie! Denn alle, die da wieder zur Arbeit, zu den Sorgen und Lasten des Werktags heimkehren, sie nehmen doch in Erinnerung an diesen Tag ein Stück Sonne, einen Schimmer Frohsinn, einen Hauch deutschen Idealismus mit heim. Und dieser Gedanke muß auch den versöhnen, der lange nicht vergessen konnte, was man hier oben für immer zu Grabe trug.

Der Burgberg, der die Ruinen des Kyffhäusers trägt, bildet mit seiner 456 Meter hohen Erhebung die überhaupt höchste Stelle des gesamten Gebirges. Letzteres, in seiner Gesamtheit von dichtesten Waldungen bedeckt, gehört politisch zum Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Mit Frankenhäusen zur sogenannten Unterherrschaft des Fürstentums. Ein tiefes Tal trennt das kleine Berggebiet, das trotz seiner Wasserarmut doch in allen Teilen seines prächtigen Waldes einen auffälligen Reichtum an Pflanzen aufweist, in zwei Teile. Auf der Süd-seite des Gebirges ruht das alte Städtlein Frankenhäusen,

durch seine Bauernschlacht, seine Musikfeste und heute auch durch sein Solbad weiteren Kreisen bekannt. Am Rand dieses Gebirgsteiles birgt sich noch die sehenswerte Barbarossahöhle. Der nördliche Gebirgsteil trägt außer den Ruinen der

Burg Kyffhausen und dem ragenden Denkmal noch an seinem Nordzippel die malerischen Ruinen der Rotenburg, innerhalb deren Mauern jetzt deutsche Burschenschaftler einen gewaltigen Bismarckturm als Feuerfäule errichten lassen.

Wer aber von all den ungezählten Tausenden, die sommerlang in eiliger Hast über das Kyffhäusergebirge laufen, kennt und ahnt nur, was dieses sonst noch an unvergeßlichem

Stimmungs-

gehalt, an welt-

ferner, echt deut-

scher Waldpoesie

umfängt?! Man

jaht von Franken-

hausen in die Bar-

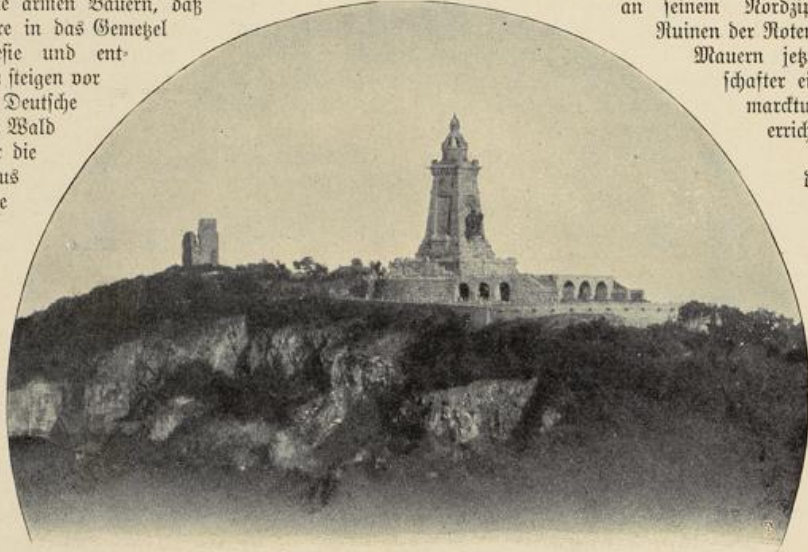
barossahöhle, empor

über das Ratsfeld, wo unweit des fürstlichen

Schlosses sich am Weg ein Gasthaus durstigen Pilgern öffnet, hinüber zum Denkmal, findet vielleicht noch kurze Frist, die Rotenburg aufzusuchen, um dann hinab nach Kelbra zu eilen, dort den letzten Bahnzug zu erfassen. Und doch sollte man sich einmal tagelang in diese grüne Waldwirnis werfen, über sich die dichten Wipfel zusammenschlagen, sich Sommermärchen zuraunen lassen, während im Dickicht scheues Wild wechelt, die Waldtaube ruckst, der Specht unermüdlich hämmert, der Auf des Eichelhäfers schrill hereindringt.

Von dem fürsorglichen Landesfürsten, der ein echter Weidmann von St. Hubertus' Gnaden ist, beschützt, umfaßt das kleine Kyffhäusergebirge einen ganz außergewöhnlichen Reichtum an Wild verschiedener Art. Rot- und Rehwild beleben die sonndurchleuchteten Wälder; Wildschweine geben manchen Waldteilen ein interessantes Gepräge. Neben Hase, Dachs, Fuchs weist dieser Hochwald noch die echte Wildkatze auf, wie auch der Uhu noch in unwirtbaren Felsenschroffen heute nistet. Wundersam aber bleibt die Tatsache, daß der große, blauschwarz glänzende Kolkabe, der bis dahin hier überall noch zu Hause war, seit der Erfüllung des deutschen Kaisertraumes verschwunden ist. Die Raben fliegen nicht mehr um den Berg. Kaiser Rotbart ward erlöst!

Und nun dieser Wald selbst! Noch immer dank des Fürsten echter Märchenwald! Totenstill liegt er da, nur von dem Treiben der Tiere belebt. Holzhauer, Steinbrecher und Grünröde sind die einzigen, die uns auf all den Pfaden begegnen, die nicht von der über das Gebirge tausenden Menge berührt werden. Grün ausgepolsterte, weiche Täler wechseln da mit wild zerrissenen Schluchten, Waldesdämmer löst freie Ausblicke ab. Von der Romantik der Wilddieberei, von blutiger Tat erzählen uns totenstille Stätten. Und dann wieder sieht man auf frei herausspringender Kuppe irgendwo, läßt die Augen beruhigt in die Weite schweifen, während unter uns der Hirt langsam mit seiner wolligen Herde vorübertreibt. Und kehrt man dann abends heim, so umschmeichelt uns der Duft frischen Wiesenheus, Nachtwind hebt in den rauschenden Kronen an zu leben, ab und zu ein verworrener Ruf aus der Tiefe des Waldes, während im Mondenschein langsam die Hirsche auf die Matten treten und nun bedächtig auf und nieder schreiten.



Das Kyffhäuserdenkmal.



Wer aber unter kundiger Führung durch diese stillen Wälder wandeln darf, der sieht und erfährt noch weit mehr. Der streift an Schluchten vorüber, wo Prinzenräuber einst ihre lebendige Beute wahrten, der schaut in das Christusloch, aus dem der Sage nach an jedem Weihnachtsabend das Christkind all den lieben, bunten Land holt, deutsche Kinderherzen zu erfreuen. An versteinerten Baumstämmen ziehen wir vorüber; verschlafene Mummelteiche winken schwermütig, und dann sitzt man wieder nieder und lauscht den geheimnisvollen Stimmen des Waldes, dem Ziehen und Beben, dem Flüstern über uns, um uns, bald in den Lüften, dann wieder rings im blühenden Moos. Das erst ist echte Kyffhäuserpoesie! Denn zu keiner Stunde geht das Bewußtsein uns verloren, daß wir weilen und wandern, wo des deutschen Volkes Sehnen durch Jahrhunderte alles das verdichtete, was es verlangend erfüllte, was so überaus herrlich sollte am Ende doch sieghaft aus dem Dunst und der Enge heraufsteigen. — — —

Die deutsche Kaiserfrage hat nicht nur eine geschichtliche, sondern auch eine mythische Bedeutung. Von dieser bis zu der verzauberten Neckengestalt Kaiser Notbarts ist ein langer, langer Weg, ehe uns Rückert in seinen schlichten Versen jenes Lied singen konnte, dessen Inhalt still und gläubig in Millionen Herzen lebte.

Der im Berg sitzende Herrscher war einst eine Gestalt, die sich aus dem rotbärtigen Wettergott Donar und dem Lichtgott Wotan zusammensetzte, in deren Begleitung die beiden Raben Hugin und und Munin sich befanden. Das Christentum hatte sie aus dem Himmelstisch vertrieben, und des Volkes heimliche Sehnsucht gab ihnen nun verborgenen Aufenthalt im Verginnern. Die schöne Prinzessin, die in den Kyffhäusersagen eine

so wichtige Rolle spielt, war damals die Frau Holle, die Segenspendende an den Brunnen und Spindeln. Darum auch wandelt des Kaisers Lächlerlein so oft den armen Leuten Wasser in Wein, Nachsknoten in Gold um. Aus dieser Verschmelzung von Wotan und Donar entstand dann der nie zu entscheidende Streit um des Kaisers Bart. So viel hier von der mythischen Deutung der Kaiserfrage. Die geschichtliche Bedeutung greift ebenfalls weit zurück bis zur Sage vom Antichrist. Nach dem letzten römischen Kaiser würde der Böse kommen, dann aber von Christus vertrieben werden. Späterhin nahm man statt Rom Byzanz an, das auch der Ursprung unserer Sage geworden ist. Der letzte Herrscher würde alle Ungläubigen besiegen, sich die Krone von Golgatha aufsetzen und sein Reich Gott zurückgeben. Christus werde erscheinen, und das Weltende sei gekommen. Schriftlich ist diese wunderfame Sage im 9. Jahrhundert als eine Prophezeiung abgefaßt worden, als deren Urheber man den 312 als Märtyrer gestorbenen Bischof Methodius von Patara in Lycien bezeichnet.

Mit dem Fortgang der Geschichte nahm auch die Gestalt des Herrschers immer wieder einen anderen Namen an. So haftete sich der Glaube an Karl den Großen und übertrug sich weiter auf dessen Nachfolger. Jeder dieser Frankenkaiser würde das Gelobte Land unterjochen, dann aber seinen siegreichen Schild an einen dünnen Baum hängen, dessen Äste nun wieder frisches

Leben treiben würden. Und so, sich immer wieder den Ereignissen geschickt anbequemend, pflanzte sich die seltsame Sage fort, in ihrem Kern eines deutschen Volkes tiefe Sehnsucht verkörpernd. Und endlich haftete sie für Jahrhunderte an der leuchtendsten Erscheinung, welche die Reihe deutscher Kaiser weit übertrahlt, an Kaiser Friedrich II., dem genialen Hohenstaufen. Mit seinen Taten hatte er die Welt erfüllt, durch seinen ungestillten Haß gegen Rom alle Herzen des armen Volkes im Sturm gewonnen, nun kam sein geheimnisvoller und plötzlicher Tod. Und ob er auch später, nach Aufhebung des Bannes, feierlich im Dom zu Palermo beigesetzt wurde — das Volk wußte es doch besser. Von Mund zu Mund lief das Gerücht, daß er nicht gestorben, daß er sich nur verborgen halte, um eines Tags wieder hervorzutreten und alle seine Feinde niederzuschmettern und sein seufzendes Volk zu erlösen.

Diesen tief eingewurzelten Volksglauben auszunutzen, sind dann im Lauf späterer Jahrhunderte viele Betrüger aufgetaucht, sich für den echten Friedrich auszugeben. Zuerst in Italien, dann auch in Deutschland. Viele Anhänger fanden sie, wenn auch schließlich ihre Widersacher sie entlarvten und zum Tode führten. Lieder, Flugblätter und Chroniken wiffen begeistert von diesen ersehnten Kaisern zu erzählen. Und je mehr das Lotterleben der Klöster das Volk reizte, die Macht Roms sich erdrückend erwies, um so heißer ward der schöne Glaube an einen erlösenden Kaiser weiter im Volk gegeben.

Bereits im Jahr 1426 erzählt eine Chronik, daß der Kaiser



Gastzimmer des deutschen Kriegerbundes.



Ruine der Kapelle.

im Thüringer Land sich verborgen halte, in der Burg Kyffhäuser. Daß das deutsche Volk seine Lieblingsgestalt hierher versetzte, erscheint darum um so begreiflicher, da Sachsen und Thüringen von jeher der Kirche Roms ein Stachel im Auge waren. Die harten Nacken wollten sich nicht tief genug beugen. Und so mehren sich noch weiter die Nachrichten von der Verzauberung des Kaisers im Kyffhäuser. Noch in den Tagen Dr. Martin Luthers war es Friedrich der Zweite, der still auf den Augenblick harrte, wo er sein Reich wieder erlösen könnte. Ein in Landshut 1519 erschienenes Büchlein führt dann zum erstenmal Friedrich I. an, den Kaiser Rotbart. Als es 1536 zu Strahburg neu aufgelegt wird, da schreibt der Verfasser, der Stadtarzt Johann Adolphus in Strahburg, auf das Titelblatt: „Eine wahrhaftige history von dem Kayser Fridrich, der erst seines namens, mit einem langen, rotten Bart, den die Walhen nenten Barbarossa.“ Noch aber sind beide Kaisergestalten nicht ganz verschmolzen. Noch mischten sich Taten und Lebensereignisse beider Herrscher in die Sage. Vollständig erst tritt der alte Rotbart in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Vordergrund. Und nun wächst das Bild des rotbärtigen Helden immer tiefer in des Volkes Bewußtsein ein. In lieblichen Sagen, die den Berg und seine

wild umbuschten Ruinen umspielen, lebt des Volkes Wunderbedürfnis wieder auf. Und je enger Reaktion und Uneinigkeit das freie Empfinden einschnüren, je schmacher Deutschlands Niederstand sich fühlbar macht, um so heißer schweifen die Blicke nach dem Sagenberg droben an der Gildenen Aue.

Deutsche Männer fanden sich immer wieder im Schatten der Ruinen, sich stark für die Zeit zu machen, wenn von Stadt zu Stadt der Trommelwirbel ruft, zum Kampf, zum Sieg! Und diese Zeit blieb nicht aus. Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg ging es mit wehenden Fahnen über des Grenznachbars blühende Gefilde, bis im Spiegelsaal zu Versailles der uralte deutsche Traum erfüllt ward. Barbarossa war erlöst. Deutschland hatte einen Kaiser wieder!

„Nun wirf hinweg den Witwenfleier!  
Nun gürt dich zur Hochzeitsfeier,  
O Deutschland, hohe Siegerin!“

So ist denn der Kyffhäuser im Herzen der Deutschen ein Heiligtum geworden, zu dem man heute wallfahrtet, verklungener Tage zu gedenken, da noch das große Sehnen an aller Herzen riß, freudig in die Zukunft zu schauen, im stillen Gelöbniß, für des Vaterlandes Ehre und Glück zu jeder Stunde mit Leib und Seele einzustehen.

## Robert Schumann.

Zum Gedächtnis seines 50. Todestages.

Im Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen in Leipziger Zeitschriften seltsame Artikel: eine Besprechung Chopinscher Klaviervariationen, Berichte von Konzerten Clara Wiecks, vom Leipziger Musikleben. So war nie über Musik geschrieben worden. Diese klingende Sprache selbst Musik, und diese kühne Phantastik der Darstellung, die einen Zug lebendig erschaute Persönlichkeiten, der „Davidsbündler“, am Leser vorüberführte und sie über die klüffigste und ungreifbarste aller Künste mit poetisch geschärften Sinnen weit-ausgreifend und tief eindringend sprechen ließ, hatte ihresgleichen noch nicht gehabt. Die Musiker, die mehr waren als Handwerker, horchten hoch auf. Das war einer, der Zukunft in sich trug! Robert Schumann sollte er heißen, und ganz eigentümliche Klavierstücke sollte er geschrieben haben, musikalisch verwickelte Gedichte und Novellen, Klavierstücke, gerade so unerhört wie seine schriftstellerischen Phantasien über Musik.

Ja, es war Robert Schumann, der so selbständig in den Alltagsbetrieb der deutschen Musik eingriff. Er fuhr fort, von dichterischem Geist geschwellte Stücke zu komponieren und mit Wortmusik erfüllte Aufsätze zu schreiben, er trat gar 1834 an die Spitze einer Musikzeitschrift, deren Stimme wie ein Becken durch Deutschland klang und alles, was Jugend, Talent und feuriges Blut hatte, aufrüttelte, anzugreifen, daß „die Poesie der Kunst wieder zu Ehren komme“.

Nur wer diese Doppelbegabung Schumanns ins Auge faßt, wird ihn ganz verstehend lieben können. Sein musikalisch schöpferisches Genie befähigte ihn, Kunstwerke anderer Meister bis auf den Grund zu durchschauen und mit höchster Intensität nachzufühlen, aber erst der Poet in ihm gewann die Kraft, auch auszusprechen, was sein Kunstverständnis erfaßt, was sein Herz gefühlt hatte. Anfangs konnte es zweifelhaft sein, welches Talent in ihm stärker war: das dichterische oder das musikalische. Seine literarischen Abigungen fanden in dem geistig angeregten Elternhaus, in der väterlichen Buchhandlung reiche Nahrung, und früh schon begann er sich in poetischen Arbeiten zu versuchen. Die romantischen Dichter hatten es ihm angetan, vor allem Jean Paul, unter dessen Bann er zeit lebens geblieben ist. Lieft man seine Jugendbriefe in ihrem träneneuchten Überschwang, so kann man meinen, eine Seite Jean Paul aufgeschlagen zu haben; aber hübsch ist es zu sehen, wie der junge Student der Rechte unter dem Ein-

druck der großen Natur Heidelbergs auch seine eigene Natur und Natürllichkeit findet, wie jene fränkliche Empfinderei von ihm abfällt und ein starkes, gesundes, poetisches Gefühl hervorbricht. Dies durchzieht dann späterhin seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann hörten nicht auf, ihn zu beeinflussen, aber ihre Einwirkung stört nicht mehr die Selbstständigkeit seiner literarischen Produktion, sondern bereichert sie und hebt seine Eigenart. Wie Jean Paulisch und Hoffmannisch ist die Fiktion der „Davidsbündler“ und wie ganz Schumannisch doch wieder! Dieser Davidsbund, der so geheim war, daß er nur in Schumanns Kopf bestand, und der die Aufgabe hatte, die Philister totzuschlagen, musikalische und andere, zieht sich durch die ersten Bände der neuen Zeitschrift für Musik und gibt ihnen die besondere Tönung und Farbe. Um verschiedene Ansichten der Kunstanschauung zur Aussprache zu bringen, hatte Schumann verschiedene Künstlercharaktere erfunden, denen jene Aussprachen in den Mund gelegt wurden: den stürmisch feurigen Florestan, den sinnigen Eusebius, zwischen denen vermittelnd Meister Raro, der Meise, Überlegene, stand, und andere noch. Was sind sie anders als Projektionen des eigenen, schwankenden Innern? Mit unerhöpflichem Geist, mit drängender Gedankensfülle, immer neu und überraschend im Ausdruck und in der Erfindung von Szenarien, in die die musikalischen Erscheinungen hineingestellt werden, so läßt er nun die Geschöpfe seiner phantastischen Laune reden und handeln und verleihet hierdurch seinen Aufsätzen einen unbeschreiblichen, nie zuvor gekannten Reiz.

Konnte nur eine mit Musik völlig gesättigte Dichterphantasie so über Musik schreiben, so war andererseits nur ein Komponist, in dem ein ganzer Poet stak, fähig, Klavierstücke zu erfinden wie die, mit denen Schumann gleich zu Anfang hervortrat. Da schimmert überall ein dichterischer Grund durch, spielen überall geheimnisvolle Beziehungen hinein. In Heidelberg hatte er ein schönes Mädchen, Meta Abegg, kennengelernt; a—b—e—g—g, lauter Buchstaben, die Notenbedeutung hatten, also formte er ein Thema daraus und schrieb Variationen darüber, die er einer imaginären „Komtesse“ Abegg widmete. In den „Papillons“ ist der Maskenball aus Jean Pauls „Flegeljahren“ musikalisch umgedichtet; und freier noch und feiner gestaltet tritt uns dies Maskengewimmel im „Karneval“

entgegen, der mit einem Marsch (im Dreivierteltakt!) der Davidsbündler gegen die Philister schließt, und in dem wiederum ein Spiel mit einem Namen getrieben wird: Ach hieß das Städtchen, in dem Ernestine von Fricken, seine Jugendliebe, zu Hause war, und die Notenreihe a—es—c—h oder as—c—h liegt fast sämtlichen Stücken zugrunde. Die „Kreisleriana“ erinnern uns an Hoffmanns phantastischen Kapellmeister, die „Davidsbündlertänze“ an ernste und lustige Abende jener Genossenschaft, die mit Schumann zusammen die Musikzeitung gründete, in der „Humoreske“ finden wir die jäh wechselnden Stimmungen romantischer Dichtungen wieder, und aus den „Novelletten“ schauen uns abermals Jean Paulsche Gestalten träumerisch an.

Nichts Interessanteres, als den Klavierstil Chopins und Schumanns zu vergleichen, die zu gleicher Zeit aufwuchsen, die beide dem Klavier ungeahnte Klänge entlockten, und die doch so völlig verschieden sind. Chopin ging von Mozart und Hummel aus, eine virtuossische Ader ist in ihm, aber er sublimiert die Virtuosität zu höchster Feinheit, und er schafft in seinen besten Schöpfungen Werke von intimster Poesie, öfter nur musikalische Aphorismen, Stücke, die sich ausnehmen wie ein abgebrochener Blütenzweig, wie ein Rosenblatt. Schumann basiert auf Beethoven. Er ist von vornherein mehr Ausdruckskünstler, äußeren Glanz verschmäh't er, aber aus der breiten Wucht seines Klavierlages bricht oft ein seltsames Leuchten hervor; weite Lagen, Vollstimmigkeit, ein gedankenschweres tiefesinniges Wesen.

Eigentümlich genug hatte Schumann bis zum Jahr 1840 alles, was ihn musikalisch bewegte, dem Klavier anvertraut. Dann wird ihm plötzlich der Riedermund geöffnet, und in gleicher Fülle, wie er vordem Klavierdichtungen schuf, entströmen seiner Phantasie jetzt Lieder, weit über hundert in einem Jahr. Die Liebe! Klara Wieck, die Tochter seines Lehrers, eine herrliche Künstlerin auf dem Klavier und ein herrliches Menschenwesen, war ihm tief ins Herz gewachsen und liebte ihn wieder, aber in hartnäckigem Kampf gegen den Willen des Vaters mußte diese Liebe beschützt und zur Ehe geführt werden. Und mitten in Streit und Widerwärtigkeiten blühen die schönsten Lieder auf, ohnegleichen in der deutschen Musik und würdig, neben denen Schuberts zu bestehen. Hat jener die größere Naturkraft und Ursprünglichkeit, vermag er

noch gewaltiger Stimmungen einheitlich zusammenzufassen, so ist Schumann geistiger, um nicht zu sagen geistreicher, gräbt sich tiefer in Details ein und wirft oft überraschende, bunte Lichter in die Dichtung. Die „Myrten“, der „Liebesfrühling“, „Dichterliebe“, „Frauen Lieb' und Leben“ — ich brauche sie nur zu nennen, um die Schätze anzudeuten, die wir ihm verdanken; und wie das schlicht Volkstümliche und das dichterisch Parteste ihm so gut gelingt wie der Ausdruck des grimmigsten Humors, mögen sein „Sonnenschein“ und die „Mondnacht“ bezeugen und Heines „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen“.

Und dann griff Schumann die großen Formen an, mit denen er schon in den Klavierfonaten und der Phantasie bedeutsam begonnen: seine Quartette, die Symphonien in B-dur und D-moll entstehen, auch das große Violinstück zieht ihn an: „Der Rose Pilgerfahrt“, „Paradies und Peri“, und selbst eine Oper, „Genoveva“, wird geschaffen. Aber schon geht es bergab. Einer, der Schumann nicht verstand, hat das schlechte Wort geprägt, er habe sich vom Genie zum Talent entwickelt. Nein, er war ein Genie und ist ein Genie geblieben, aber das grausame Geschick hat ihm die Waffen aus der Hand geschlagen, gerade da er sie recht zu gebrauchen gelernt hatte: ein schleichendes Leiden zehrte sein Gehirn auf. Unermüdlieh bleibt sein Arbeitsdrang, doch wenn auch auf Perioden tiefter Depression ein Aufblühen der Kraft folgte, der Weg war vorgezeichnet, und am 27. Februar 1854 sprang er, geistig umnachtet, in Düsseldorf von der Rheinbrücke in den Strom. Man zog ihn heraus und brachte ihn in eine Anstalt bei Bonn, wo er wie in einem Halbleben hindämmerte und am 29. Juli 1856 verschied.

Brahms und Joachim schritten dem Sarg voran; in der Kapelle neben dem Grab schluchzte Klara, als er hinabgesenkt wurde, und hatte doch das klare Gefühl, „daß nicht er es war, sondern nur sein Körper“, wie sie in ihr Tagebuch schreibt. Wahrlich, nur sein Körper war es, den die Erde deckte, und der zu Erde wurde. Denn als in diesem Jahr, da man in Bonn die fünfzigste Wiederkehr von Schumanns Todesjahr feierlich beging, Joachim an den grünen Hügel trat und ernste, warme Worte sprach, da galten sie dem Lebenden, nicht dem Toten, dem Geist, der in seinen Werken unter uns weilt und durch sie uns erhebt und entzückt und begeistert.

Karl Krebs.



Johann Schumann

## Georg Bangs Liebe.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Und den Lehrjahren im Leben Georg Bangs folgten die Wanderjahre.

Das waren sieben, und sie führten ihn nach seinem Aufentshalt in Breslau weiter nach Stuttgart und nach München. Aber, was immer auch in diesen langen Jahren, bunt wechselnd wie die Städtebilder, als Aufzuges vorüberfloß an seinem Leben, sein bestes Wesen, das gefestigt und geklärt im Innern war, blieb seiner Bahn und seinen Zielen treu.

Und nur ein einziges Mal ward dieser Dienst in seinen Wanderjahren unterbrochen. Nur einmal in der langen Zeit

trank sich die Sehnsucht Georgs satt: Nach seinem Abschied aus der Oberstadt kam er, die Mutter und die Sephi, die Heimat und die Stätten seiner Jugend wiederzusehen, nach Wien.

Nur zehn Tage waren es, die zwischen seinem Austritt aus der einen Stellung und seinem Eintritt in das andere größere Stuttgarter Haus lagen — sie aber galten jenem Plan, der in ihm war, seit er selbständig geworden, zu dessen Ausführung er durch viele Monate gesparrt hatte, und der ihm wie eine Station am Weg zu seinem Ziel erschien. Niemand zu Hause wußte von dem Vorhaben. Ganz unerwartet wollt

er kommen, und so, wie es in diesen langen Jahren seines Fernseins gegangen war, wollte er auch das Leben in den beiden stillen Stuben treffen. Fünf Jahre . . . Wie diese lange Zeit wohl ihre Spuren in das Gesicht der Mutter eingegraben haben mochte? Und Sephi? Siebzehn mußte sie nun sein.

Und wieder in der Morgenstunde, wie damals, als der Zug ihn aus der Heimat führte, fuhr Georg durch das Grün der Donauauen. Schlaflos beinahe war ihm diese Nacht dahingegangen, und nur auf kurze Rast hatte sich hier und da ein wirres halbwachses Träumen über ihn gebreitet. Dann war es ihm, während das Stampfen der rollenden Wagen in diesen flüchtig zagen Schlummer drang, während das Pfeifen der Maschine, das wirre Rufen ferner Stimmen seltsam phantastisch in das ruheloße Spielen seiner Sinne ragten, als wäre er bereits daheim, als hielte er die Mutter schon in den Armen, als sähe er in Sephis liebe Augen und läse darin all das eigene Glück. . . Bis dann ein derber Stoß des Wagens, ein Ruck oder der Ruf einer Signaltrompete ihn aus der Traumwelt seiner so heiß nach Erfüllung drängenden Wünsche jäh zurückführte in die Wirklichkeit.

Als der Morgen dämmerte, schwand ihm der letzte Rest von Müdigkeit. Und Stunde um Stunde sahen seine Augen hinaus in die Landschaft und konnten nicht müde werden der stillen friedvollen Bilder. Das war Heimat Erde.

Je näher aber der Zug dem Ziel kam, um so stärker fühlte Georg die Größe dieser Stunde. Wie Fieber lag es ihm im Blut, das Herz schlug ihm in übervollen Schlägen, und seine Augen brannten.

Nun häuften sich die Haltestellen, an denen es in rastlos schneller Fahrt vorüberging. Städtisch ward das Gepräge, und Menschen, die Georg wie alte halbvergessene Freunde schienen, tauchten auf: da Bahnarbeiter, die, auf Krampen und Schaufeln gestützt, seitlich des Bahndammes stehend, in ihrer harten Arbeit innehielten, bis der Zug über die Strecke sauste, dort Weiber, die in bunten Röcken, mit lachend munteren Gesichtern, um die das rote Kopftuch flatterte, vom Markt kamen, und dort Soldaten, die bestaubt und sonnengebräunt von einer Morgenübung heimmarschierten. Die Uniform, die er nun so viele Jahre nicht gesehen hatte! Ein Zucken ging ihm um den Mund. . .

Dann wieder Grün, soweit das Auge sah, und dort der Kahlenberg, der Wienerwald, die Berge seiner Jugendfreuden. Wie oft mit Heinrich Gerold, mit Hans und Sephi war er hier geschritten! Sein Auge glitt das breite Band des Stromes entlang und hielt dann ein. Denn dort, ganz fern, aus dunstigen Gebirge, aus einem Meer von halbverhüllten Bauten, ragte es auf wie Kluppeln und wie Türme — Wien!

Mit Zittern griffen Georgs Hände vor.

Jetzt kam das alles näher. Es löste sich und nahm Gestalt und Formen an.

Und jener Turm, der wie ein Wächter, vertraut in seiner wunderbaren ersten Schönheit, all dieses wimmelnde Getriebe überragte, das war der Turm der Stephanskirche!

Andacht, als stünde er vor heiliger Erde, war in Georg, und nur ein einziges Wort erfüllte seine Seele gleich einem Becher bis zum Rande: Wien! Tränen standen ihm in den Augen. Aber sein Blick ließ nicht von jenem Bild. Wie durch einen Schleier sah er es näher kommen, immer näher, und sich entfalten.

Erst als der Zug langsam und eisenklirrend die mächtige Brücke des Donaustromes überschritt, riß Georg sich aus diesem Bann. Er nahm den kleinen Koffer, der ihn allein auf dieser Fahrt begleitete, zur Hand und griff mit hastenden Fingern nach Hut und Überrock. Er konnte es kaum erwarten, bis der Zug im Bahnhof hielt.

Und dann die erste Fahrt durch Wiener Straßen.

Ein Jubel war in ihm, und immer wieder tranten ihm dabei die Augen. Er hätte laut rufen mögen und lachte den Menschen da draußen zu und grüßte die alten Häuser

und staunte über all das, was neu geworden war. Und bei all dem rief jeder Nerv in ihm: Weiter! Weiter! Das alles kann ich später sehen — zur Mutter! Zu Sephi!

Dann endlich stand er vor dem alten Haus mit seinem breiten Doppeltor. Ein Beben war in ihm, daß all die Bilder nur im Flug an ihm vorüberzogen.

Die breite Einfahrt und der Hof — war der nicht sonst größer gewesen? Die beiden alten Bäume . . .

Er stürmte die Treppe hinauf und fühlte, wie seine Knie fehlen schwach waren dabei. Das alte Holz des Geländers — wie abgegriffen! — er streichelte im Aufwärtsschreiten mit ruheloßer Hand darüber hin.

Und dann oben die Tür — das Porzellanschildchen: Marie Bang.

Leise klang die Glocke — aber tausend Jugendbilder wirbelten ihm bei diesem Klang durch den Kopf — und zum Zerpringen schlug sein Herz.

„Mutter! . . .“ rief er leise — er konnte es nicht erwarten, daß sie kam.

Dann stille Schritte drinnen und das leise Klingen des Guckfensters. Ihm war es, als fühlte er den fragenden, staunenden Blick.

„Mutter! . . .“

Da war die Tür schon offen.

„Georg . . . mein Georg! . . .“

Sie lagen sich in den Armen, und ein Jubel war in ihrer Stimme, ein Zucken, das gar nicht wieder Ruhe fand und endlich erst in einem heißen Schluchzen stiller ward.

Drinnen in der Stube stand sie dann vor ihm mit tränenüberströmtem Gesicht und sah ihn an und tastete nach ihm mit diesen lieben alt gewordenen harten Händen und streichelte ihm Haar und Wangen. Und lange wahrte es, ehe sie sprechen konnte.

Er aber gab sich seiner eigenen Nührung und seinem Glück des Wiedersehens in schrankenlosem Fühlen hin.

Als siele Stein um Stein von seinem Herzen, als lösten sich in seinem Innern Damm um Damm, daß alle seine Sehnsucht dieser Jahre als Liebe überfluten konnte, war's ihm zumute. In wirren Wellen kamen ihm die Worte von den Lippen, ohne Zusammenhang in all dem drängenden Glück:

„Mutter! Du . . . du! . . . Daß ich dich wiederhalte . . . deine Hände! Und da die Augen. Was das für Sehnsucht war! . . .“

Da lösten seine Worte auch ihr die Zunge:

„Mein Georg . . . und wie du als Bub gewesen bist . . . so bist du jetzt als Mann! Und groß . . . so groß . . . Daß ich das noch erleben darf! Mein Bub . . . mein kleiner Bub! . . .“

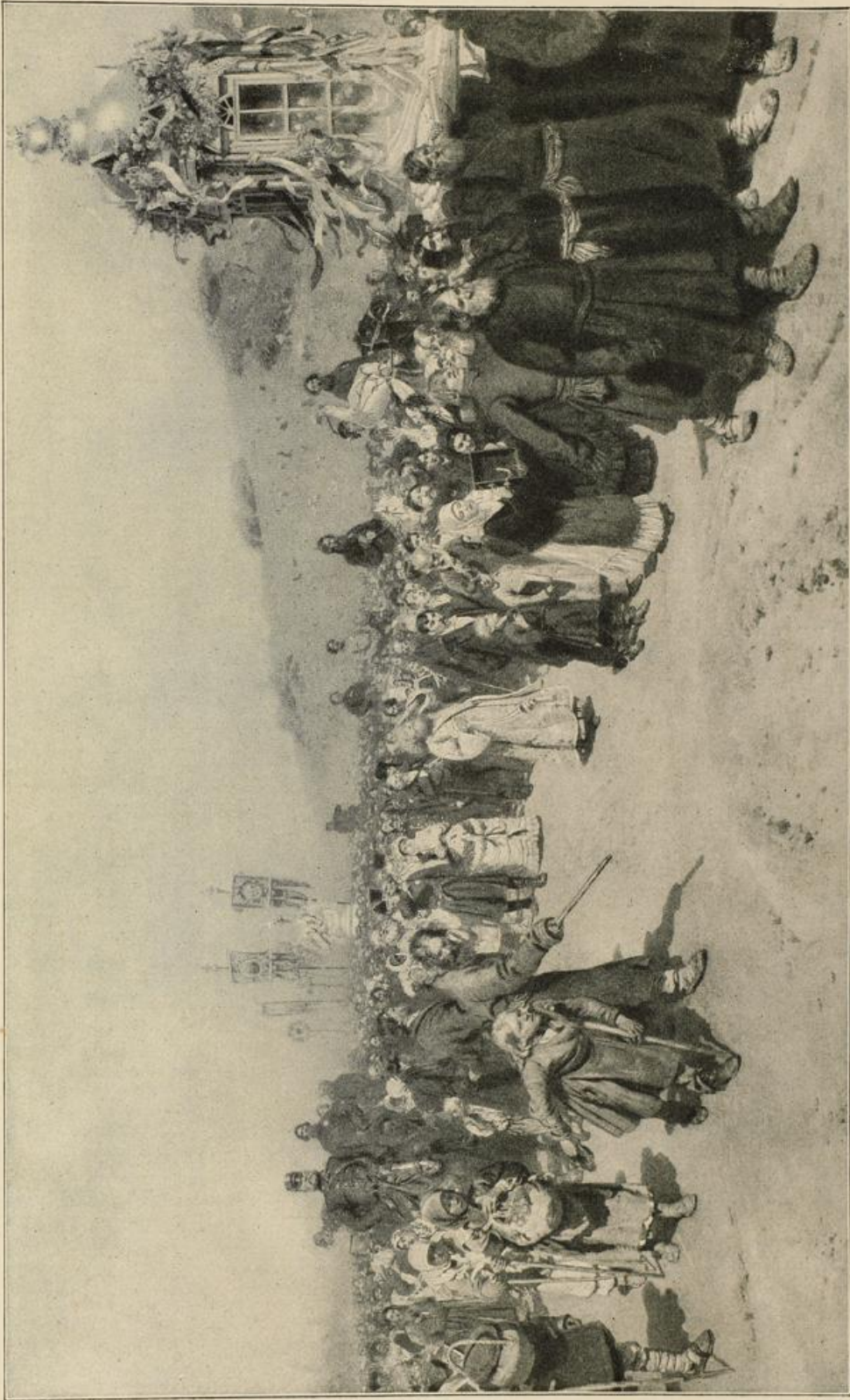
Und ihre Augen weinten, während um ihren schmalen Mund ein selig frohes Lachen zitterte. Immer wieder mußten die Hände über die Lider gleiten . . . und immer wieder kamen dort die glücklichen Tränen aufs neue.

Dann mußte sie sich sehen. Gleich einem Rauch, der ihr die Kräfte nahm, war ihr die Freude in das Blut gefallen. Aber sie ließ Georgs Hand dabei nicht aus der ihren — die Finger, die sie da fest und klammernd umgriffen hielt, die waren ihr das Unterpfand, daß sie nicht träumte — daß all die Freude ihr nicht, wie so manches Traumbild dieser Jahre, in Nichts zerrinnen konnte.

Und unablässig, während er dann sprach und ihr erzählte, blieben die guten Augen wie gebannt auf seinen Zügen. Manchmal sprach sie ein Wort dazwischen, dann zitterte das Glück in ihrer Stimme. „Mein Bub! . . . Wie hab' ich oft gebetet, daß diese Stunde kommen soll! . . . Mein — daß ich dich jetzt wieder habe — und so — so! . . .“

Als Georgs Augen sie dann, da sie innehielt im Sprechen, in einer stillen Frage trafen, da nickte sie ihm zu.

„Wie Sephi sich auch freuen wird! Sie ist auf einen Gang in die Stadt — eine Besorgung — aber sie muß bald



Prozession im Gouvernement Kurl.

Gemälde von N. G. Repin.

wiederkommen . . . Und doch Georg, so lieb ich sie auch habe — jetzt hab' ich dich doch als die erste zu Haus umarmen können — und diese erste Stunde, die hat mir ganz allein gehört . . .“

Da zog er sie wieder an sich, und was er ihr nicht sagen konnte in seiner tiefen Nüchternheit über ihre Worte, das fühlte sie, das las sie ihm aus seinen Augen.

Aber, als fürchtete sie doch, er könnte ihre Worte anders deuten, sagte sie dann:

„Sie ist ja doch so gut zu mir — sie steht mir doch so lieb in allem bei — vielleicht war das recht selbstsüchtig, was ich da gesagt hab', Georg — aber mir ist's, eine Mutter . . .“ Sie wiegte leise den Kopf und sah ihn an voll stehender Zärtlichkeit.

Und er lächelte und nickte nur in seiner Ergriffenheit.

Wie jetzt sein Blick voll Liebe auf ihr ruhte, strich sie sich über ihre Schläfen und über das dünn gewordene graue Haar.

„Alt bin ich geworden, mein Bub! Nanzeln hab' ich bekommen, und grau bin ich geworden . . .“

Er schüttelte den Kopf und sah es doch, daß sie die Wahrheit sprach.

„Mußt mich auch so lieb haben, Georg — 's ist manches graue Haar dabei, das mir in Sehnsucht nach dir gewachsen ist . . . fünf lange Jahre! . . .“

Dann ging ihr Blick von Georg durch das Zimmer, in dem sie nun fast zweiundzwanzig Jahre wohnte, und wiederum zurück.

„Kannst du dich denn auf alles noch besinnen? Hier hat dein Bett gestanden, und — schau her! — hier hängt das Bild, das du mir vor zwei Jahren zu Weihnachten geschickt hast — weißt du noch? . . . Wie du seitdem so männlich geworden bist . . .“

Und Georg legte den Arm um die Schultern der Mutter und schritt mit ihr durch den lieben Raum.

Da grüßte ihn Stück um Stück mit den Erinnerungsbildern seiner Jugend.

Wie wohl ihm war, wie alles das vertraut und heimelig zu ihm von den vergangenen Zeiten redete. Nur kleiner schien ihm jetzt das Zimmer und enger, als er es in Gedächtnis trug. Der Tisch, an dem er seine Schularbeiten schrieb, war der nicht größer gewesen? Das Sofa — war das damals nicht noch breiter? Mit einem stillen, frohen Lächeln schritt er neben der Mutter hin, durch dieses Zimmer, durch das wie einst ein matter Duft zog wie von getrocknetem Lavendel. Aber bei all dem Schauen war doch in seinem Fühlen mit regem Laufchen ohne Unterlaß die sehnsüchtige Erwartung wach: Sephi!

Da hingen an den Wänden, gerahmt in diese schmalen goldenen Leisten, die alten Stahlstiche, die er als Kind so oft — so oft betrachtet hatte: „Maria Stuart auf dem Schafott“, „Heinrich der Achte, der Katharina Howard verstoßt“ und „Der Tod des Sängers Rizzio“. Da standen all die alten Möbelstücke, der harte Polsterstuhl, auf dem Herr Franz Schneeberger des Abends seine Pfeife rauchte, der blank polierte Schrank — und dort am Fenster, erhöht auf seinem kleinen Unterbau, der Mutter Arbeitsstisch.

Zusammen stiegen sie auf diese Stufe und blickten nieder in den Hof, aus dem nun die Kastanienbäume grühten. Wie Wahrzeichen der hingegangenen Jahre, wie alte Freunde seiner Jugend erschienen auch sie dem Georg . . . Und wie er in das Grün der breiten Kronen nieder sah, da wußte er: auch an das Leben dieser Bäume hatte in den Jahren, da er fern gewesen, die Zeit gerührt . . . Dürr war da mancher Ast geworden, und müde von der Last der Zweige neigte manch anderer sich der Erde zu . . .

Doch Frau Marie Bang, die nur das Träumen in dem Blick des Sohnes sah, nickte ihm zu.

„Meine Bäume . . .“ sagte sie nur.

Und ihm ward seltsam weh zumut bei diesem Wort . . . Fester griff seine Hand um seiner Mutter schmal gewordene Schultern . . .

Dann klang vom Flur das Aufklappen der Tür herein, und gleich darauf stand Sephi in der Stube.

Mit jäher Hast hatte sich Georg umgewendet.

Das Blut trieb ihm in wilden Stößen nach dem Herzen. Da stand sie bleich und schlank — die zierliche Gestalt, — so anders, als er sie in der Erinnerung trug — so völlig anders, wie ein neues Wesen — und doch dieselbe. Wie im Erschrecken und in jäher Angst und Freude hatte sie ihre Hände gehoben.

Und da war er auch schon bei ihr und hielt sie fest in seinen Armen. —

Tage kamen, die sich mit unvergänglichem Gepräge in Georgs Fühlen bannten. Ihn war es, als erschlossen alle seine Sinne sich weit in dieser Zeit, als tränken sie mit jedem Nerv in sich, was ihnen da entgegenloß. Er wußte ja, daß es nur kurze Tage waren und daß ihn die Erinnerung an sie wieder durch lange Jahre fern den Seinen führen sollte.

Und was nicht alles drängte sich in diese enge Spanne Zeit! Greifbar standen die Bilder ihm in seiner Seele.

Da war das Wiedersehen mit Herrn Franz Schneeberger, der gar kein Freund von Überraschungen, welcher Art immer, war und Georg, als er in den kleinen Buchladen trat, erst fragte, worum er wohl dienen könne.

Und als der alte Herr, der um die Mittagsstunde allein in dem Geschäft war, dann, schärfer durch die Brille lugend, Georg erkannte, da polterte er los, in Ärger und Verlegenheit über die eigene Zerstreutheit und in versteckter heimlich lachender Freude.

„A was, das sein' ja Dummheiten! Ein' alten Mann so überfallen! Is' das a G'hört-sich! Da schreibt ma' doch erst — und überhaupt wer hat denn g'sagt, daß d' kommen sollst? Hast' etwa keine Stell' und möchst' bei mir da unterschlupfen? Nein — das wär' g'fehlt — i' kann mein' Kram no' guat allein machen mit mei'm G'hilfen!“

Erst als er Georgs Lächeln sah und sich hatte beruhigen lassen, wurde er nachsichtiger.

„No ja, dö jungen Leut — so sein' 's! Kram hat er sich a bisel a Gerächtl z'amung'spart, muach er z'hausfahr'n! Und d' Mutter — na ja — i' kenn's' ja, mei gute Frau Bang — i' kann mir's ja denken, was dö's jetzt für a Getua is' mit dir! Dös Abg'schled' und Abg'drud' unanand . . .!“ Ganz gallig wurde Herr Schneeberger mit einem Male wieder. Dann aber schlug der jähe Ärger um in eine rauhe Freundlichkeit. Er klopfte Georg auf die Schulter, sagte seinen Besuch für den Abend zu und zeigte ihm zum Schlusse das und jenes im Geschäft.

Und wie sie beide in der kleinen Stube hinter dem Laden standen, wo der Herr Franz Schneeberger sein bescheidenes Antiquariatslager — Spezialität Wiennensia! — so dicht gelagert und gestapelt hatte, daß kaum der Raum für die zwei Menschen blieb, da drückte der alte Herr beim Kramen in all' seinen verstaubten Schätzen so seltsam brummend herum, daß Georg wohl fühlte, daß Herr Schneeberger noch etwas Besonderes auf seinem Herzen hatte. Und dann, wie der das hochgeschätzte Werk, die Perle seiner Sammlung, des römisch kaiserlichen Kammermalers J. Houfnagel um 1609 entworfenen Plan von „Wienn in Osterreich“ in Händen hielt, den Nicolaus Biscator (Bischer) Amstelodamensis um 1640 herausgegeben hat, da strich er mit den grau bestaubten Händen lieblosend über das sorgsam gefaltete, in einer Mappe wohlgeschützte Werk.

„No ja, weißs d' mi' scho' fragst,“ meinte er dabei, „was i' dir damals g'sagt hab', gilt.“ Und da Georg fragend zu ihm auf sah und ihn nicht gleich verstand: „No, wirst scho' wissen, stell di' net so dumm. Das weg'n dem G'schäft — was i' verpönd, das gilt. Jetzt aber schau!“ Und gleich, als schlösse er ein Tabernakel auf, so löste er die Bänder an der Mappe in seinen Händen. —

Da war der Gang mit Sephi durch die Stadt, durch all dieselben Straßen, durch die sie einst geschritten waren, am Tage, ehe er zum ersten Male von seiner Heimat Abschied nahm.

Und wieder, wie da oben in der stillen Wohnung, wo Stück um Stück des einfachen Geräts ihm Jugendgrüße wachgerufen hatte, so war es bei dem Schreiten durch die Straßen. Ihm war so wunschlos glücklich an der Seite der Sephi. All seine heiße Sehnsucht ruhte aus und stillte sich im Blick auf diese zarte, leicht und zierlich schreitende Gestalt, auf diese Lippen und das blonde spröde Haar und auf die edle Linie dieses Köpfchens. Und diese stille Tiefe ihres Wesens! Er wußte, wie ihr Fühlen mit ihm ging und wie ein jedes Wort aus ihrem Herzen kam. Nur immer sprechen hätte er sie hören mögen, die weiche, liebe Stimme neben ihm. —

Da waren diese Abende zu Hause bei der Mutter — eng und so wohl und warm wie einst. Wie in ihm selbst, so träumte nun für Stunden auch in der Mutter das Glück des Mastens aller heißen Wünsche. Und da war auch die Fahrt zusammen mit Sephi hinaus nach jenen stillen Hügeln, darunter neben Georgs Jugendfreund, dem kleinen Hans, das Sterbliche von Heinrich Gerold ruhte.

In Schweigen schritten sie über die breiten Wege, die hell und überherrscht vom Spiel der Sonnenkringel, zwischen den Gräberreihen lagen. Ganz still war es. Nur der Sand erknisterte, und Vögel sangen im Gezweig der Trauerweiden und der ragenden Zypressen.

Gleich einem Garten lag die Totenstadt, und überall waren Duft und Licht und Blüten.

„Wie schön's hier ist.“

Ihr Blick traf in den seinen.

Und beide, die da schritten, wußten, daß der, den sie hier in der großen Stille suchten, unsichtbar neben ihnen war.

Dann standen sie vor diesen beiden Gräbern, dem großen und dem kleinen, und legten ihre Sommerblumen nieder. Und hielten sich bei ihren Händen und waren beide tief erfüllt von Andacht. Ihr Beten fand nicht Worte und stieg nicht auf über die Wolken und die Sterne. Es blieb als Dank und treues Denken und als verkörperte Liebe bei dem, der hier den ewigen Schlummer schlief, und dessen Bild in ihnen weiter lebte.

Als sie dann wieder durch den großen Frieden schritten, zog Sephi leise den Zypressenzweig, den sie vom Grab des Vaters mitgenommen hatte, durch ihre Finger. Ein Streicheln war es, eine lichte Zärtlichkeit.

„Daß meine Mutter nicht hier bei den Ihren ruhen kann . . .“ sagte sie dann.

„Deine Mutter, Sephi?“

„Ja . . .“ Und nach einer Weile, in der wiederum aller Laut nur dieses leise Klirrschen unter ihren Füßen und Vogelgesang und träumerisches Blätterrauschen war: „Ja, Georg, meine Mutter. Du meinst, daß sie sich selber losgesagt hat von dem Guten da unten und von uns . . .“ Sie bewegte leise den Kopf. „Ich habe früher hart über sie gedacht, und es war eine Zeit, da hab' ich die Gedanken an sie wie etwas Fremdes, Feindliches empfunden . . .“

„Und jetzt?“

„Georg, sie muß furchtbar schwer gelitten haben für das, was sie verbrochen hat. Mein Vater war so gut und — schau! — du weißt ja selbst, wie sehr er sie geliebt hat . . . Und g'rade wenn ich so an seinem Grabe stehe, da ist es mir, als sah' ich sein Gesicht . . . das hab' ich niemals böse gesehen. Immer war's gütig, nur in der letzten Zeit, da war's auch immer mit diesem stillen wehen Lächeln, das wie Verstehen war und wie Verzeihen . . . Sie ist irr gegangen . . .“

Leise nahm Georg ihre Hand, die immer noch über dem grünen Zweiglein zitterte. Er küßte die Finger. „Du bist wie er . . .“ sagte er nur.

Sie aber lächelte ihn an unter den Tränen, die ihr in die Augen traten, und sagte:

„Georg — ich weiß, er hat es ihr verziehen — der Armen . . .“

Und so ging Tag um Tag, und jeder brachte Georg neue Kraft für jene Zeit, die er noch in der Fremde bleiben

mußte. Als er dann aber schied, da wußte er, daß stärker noch als je vorher in seinem Leben nun das Ziel errichtet stand.

Kein Wort von Liebe hatte er zu Sephi ausgesprochen — aber es war in ihnen beiden das Wissen, daß sie seit einander zugehört und daß sie nach dem Tage strebten, der sie für immer zueinander führen mußte.

Hoffnung und Zuversicht waren in ihm, und was an seinem Sehnen zu weich gewesen war, das war erstarrt in dieser Zeit . . .

Wiederum gingen Georgs Wanderjahre weiter.

Aus Stuttgart kamen nunmehr seine Briefe, die, reger noch als vorher, jedweden Vorgang seines Lebens mit Sephi und der Mutter besprachen. Als lebten sie mit ihm das Leben seines kleinen Kreises, so ausführlich wußten die beiden stillen Frauen, was er trieb.

Und oft geschah es da, daß Frau Marie Bang, der nun die Augen gar nicht mehr so recht gehorchen wollten bei diesem feinen Stacheln auf dem weißen Leinen, auffah und ruhend auf Sephi blickte. „Jetzt wird er wohl g'rad aus dem G'schäft kommen und in das Gasthaus gehen am Tübinger-torplatz — wie heißt's doch? Lindenhof! — wo er immer zu Mittag isst. Weißt's, wo er immer auch den kleinen Apotheker trifft . . .“

„Den Tapferle?“ Sephi lächelte. Auch ihre Hände ruhten.

„Ja, den Herrn Tapferle, der immer sagt: Herr Bang — wenn's jetzt net ung'schickt wär' — da wollet m'r halt no a Schöpple trinle! . . .“

In diese Zeit war auch die Berufung Georgs zum Militärdienst gefallen.

Zaghaft und gedrückt sah Frau Bang dem Erfolg entgegen, den ihr von Herrn Franz Schneeberger aufgesetztes Gesuch um Freigabe des Sohnes vom Dienst bringen sollte. Und Georg ward frei. Als einziger Sohn der Witwe, der diese nachweislich durch regelmäßige und wesentliche Beiträge in ihrer bescheidenen Lebensführung unterstützte, kam er vom Dienst los.

Georg war glücklich über diesen Ausgang. Wie eine stille Angst hatte es in ihm gelegen, wenn er daran dachte, daß seine Dienstpflicht ihn aus der errungenen Stellung reißen könnte, daß er dann jahrelang die Plinte tragen sollte und daß er so, von seinem Ziel fortgerissen, unübersehbar weit zurückgebracht würde.

Auch Herr Schneeberger, der Verfasser des Gesuchs, konnte den Stolz und seine Freude über den Erfolg kaum unter seinem spöttischen Gebrumm verbergen.

„No also — jetzt haben S' ihn ja frei, Frau Bang — Ihren klein' Buab'n! Jetzt hat er ja sei' Ertrawuricht kriegt, der junge Herr! Mir hat's keiner so leicht g'macht dazumal — aber heutzutag — dö jungen Leut' — g'rad' als ob's lauter Prinzen wär'n . . . hab' i' net recht? . . .“

Und weiter schritt die Zeit in ihrer Bahn. Sie strich mit ihrer Hand leise und lind über die Scheitel der Frau Marie Bang und rührte an dem unschlubaren Wesen des Herrn Schneeberger. Der wurde stiller und sprach weniger als sonst. Und kam er dann des Abends zu den beiden Frauen, für deren äußeres Leben ein Jahr ums andere in gleicher Weise ging, dann murrte er über die schändlich hohen Treppen und ließ sich brummelnd all die liebe Pflege gern gefallen, die er da oben fand.

Georg aber war von Stuttgart nach München übersiedelt, und wieder sprachen seine Briefe von seiner Arbeit, seinem Leben und seiner Sehnsucht.

In einem der ersten Geschäfte hatte er eine führende Stellung gefunden. Sein Bestes setzte er ein, und was ihm sein Beruf an Freude und Gewinn geben konnte, das nahm er mit als Dank dafür. Auch neue Freunde fand er an der Fiar, und einen, der ihm längst ein lieber Freund gewesen, fand er wieder: Joseph Teltcher, der Bildhauer, zog mit Else Bernhaldi, seiner jungen Frau, nach München.

Das waren Abende voll Frohsinn und voll Herzlichkeit in diesem kleinen Heim, das als ein Anbau an das große Gartenatelier Teltfchers stieh. Alles war bescheiden und schlicht hier, aber ein tiefes Glück lag über den zwei Menschen, mit denen Georg die Erinnerung an jene Leipziger Jahre so vertraut verband.

Sie alle waren Lehrlinge des Lebens damals gewesen, nun aber hatte das Leben sie reif gemacht.

Oft sprachen sie von jener Zeit. Von Frau von Hellstein, dieser feinen, alten Frau, die nun zur Seite ihres Franz auch schon am Ziel ihrer Sehnsucht träumte, und von den Menschen, die da ein und aus gegangen waren im Schwindschen Märchenschloß und im Rabenhause.

Und sie, der Joseph Teltfcher und Frau Else, waren die ersten, zu denen Georg an einem Winterabend, als der Sturm die Bäume in dem kleinen Garten draußen segte, und als der heiße Tee in den Gläsern dampfte, von sich und von Sephi Gerold sprach.

Still und mit roten Wangen und einem warmen Glanz in den schönen Augen lauschte Frau Else. Joseph Teltfcher aber nickte Georg zu und hob sein Glas. „Mensch, glaubst', daß du mir da viel Neues sagst? Bild' dir fein das net ein! Das hab i' schon in Leipzig g'wußt, daß' da wo spult bei dir! Na, prost! Und alles Gute!“

Aber da kamen Tage, in denen war das Gute nicht allzu dicht gesät. Die Mutter kränkelte, und ihre Briefe klangen seltsam müde. Oft schrieb auch nur Sephi, liebe, beruhigende Worte, in denen aber doch die Sorge zitterte.

Nicht, daß Frau Marie Bang ernstlich krank gewesen wäre, nur hier und da kam's über sie wie eine große Mattigkeit, die nichts als ruhen wollte. Dann waren ihr die Hände seltsam schwer, und lange konnte sie still im Sessel sitzen und ziellos träumend niedersehen auf die zwei alten Bäume unten im Hof, von denen Ast um Ast in diesen Jahren vermorcht, verbraucht zur Erde hingefunken war. So müde war sie oft —

Da wußte Georg, daß nun sein Bleiben in der Fremde ein Ende finden mußte.

Doch schneller als er selbst es dachte, kam dann ein Brief, der ihn nach Hause rief. Nicht von der Mutter — von Herrn Franz Schneeberger.

Und tief ergreifend war der Brief in seiner seltsam wirren Stimmung.

„Mein lieber Georg! Lang' schon hast Du von mir keine Zeile gesehen. Du weißt, von überflüssigem Gerede bin ich keiner. Heut schreib ich Dir, denn ich merk's, es wird Zeit. Sag Deinem Prinzipal die Stellung auf und komm. Ich fühl's, daß ich jetzt einen brauche, der jünger ist als ich. Die alten Knochen wollen nicht mehr recht, und was ich hochgebracht hab in meinem Geschäft in dieser Zeit, das soll mir nicht verschlumpfen, weil ich selber zum alten Eisen g'hör! Und Deiner Mutter brauchst' nichts schreiben von meinem Gejammer da, gar so arg is' eigentlich überhaupt nicht, und die Frauenzimmer machen da wieder gleich eine Rieseng'schicht draus! Und Deine Mutter ist jetzt so nicht ganz in Ordnung. Also komm bald zu Deinem alten Freunde Franz Schneeberger.“

Das war an einem Märztag voll Frühlingswehen und voll Würzigkeit gewesen, daß Georg diesen Brief bekam. Er sprach sogleich mit seinem Chef, und der wollte, so schwer ihm Georgs Scheiden fiel, alles tun, um ihm den baldigen Austritt aus dem Geschäft zu ermöglichen.

Drei Tage später aber kam ein Brief von Sephi, in dem sie Georg schrieb, daß Herr Schneeberger ganz plötzlich ernst von einer Rippenfellentzündung ergriffen worden sei.

Und während Georg diese Zeilen las und dann in Hast sich rüstete, um für den Fall jäher Gefahr sofort nach Wien zu reisen, sah Frau Marie Bang im Junggesellenheim des Herrn Schneeberger an seinem Krankenbett. Sie hatte es, trotz alles seines scheinbar ernstern Sträubens, sich nicht nehmen

lassen, in dieser schweren Zeit bei ihm zu sein. Sie wollte diesen alten Freund nicht fremden Wärterhänden anvertrauen und mußte auch, daß in dem brummig bösen Resignieren, mit dem der Kranke sich dann in ihr Kommen fügte, ein warmer ungeprochener Dank gelegen hatte.

Der redete auch immer wieder aus den alten fiebrigen Augen, so oft ihr Blick die Pflegerin umfing.

Unruhig schlummernd lag der Kranke, und die Hände ruhten knochig und tastend auf der weiß bezogenen Decke. Helles Tageslicht war ausgegossen über die ganze Stube, die seltsam menschenfremd und nüchtern schien, trotz all der vielen Dinge, die sie umfing, und die doch für die Augen, die den rechten Blick besaßen, die leise Stimmung eines bescheidenen Zufriedenseins umschloß. Feine, sich wiegende Stäubchen umspielten einander im sonnigen Strahl eines Lichtbandes, das von dem Fenster aus in steiler Bahn schräg durch das Zimmer floß, und all die alten Mahagonimöbel träumten von ihren fernem Jugendentagen und sahen wie in wehmütigem Sinnen auf ihre großen und auf ihre kleinen Wunden, die sie auf ihrem Wege durch die Zeit empfangen hatten.

Frau Marie Bang aber nickte den alten Stücken zu.

Wie doch das Leben kam und ging!

Das waren jene selben Möbel, die einstmalig bei dem Dunkel des Herrn Franz Schneeberger, dem Hochwürdigen Herrn in dem Pfarrhaus im Währischen, gestanden hatten. — Dann, als der Hochwürdige Herr gestorben war, da waren sie dem guten Herrn Schneeberger zugefallen —

Ihr Blick ging sinnend auf das Krankenbett und seinen fieberheißen Schläfer.

Damals war Herr Franz Schneeberger von ihr fortgezogen. —

Und wie ein Wandelbild zog jene Zeit an ihr vorüber: die Abende, da er mit ihr die Pläne seiner Selbständigkeit schmiedete, der Kauf der Buchhandlung, der Morgen, da er sie in seiner unbefohlenen rauhen, gutmütigen Art gefragt hatte, ob sie die Seine werden wollte —

Ein wehes Lächeln stand ihr um die schmalen Lippen. Sie strich sich leise und mit zitternd müder Hand über die Schläfen — wie lange war das alles her!

Ein Zucken ging über das Gesicht des Kranken. Doch da war auch die Müdigkeit schon von Frau Bang gesunken. Alle Kraft nahm sie zusammen, und als der Kranke dann erwachte und fragend aufschah, da traf sein Auge in einen zuversichtlich frohen Blick.

„Nun? Gut geschlafen? Und geht's besser jetzt?“

Aber Herr Schneeberger sagte nichts. Er sah nur weiter in die Augen der Frau Marie Bang — mit demselben stillen Fragen — das dann ganz langsam wie ein überlegenes Spotten war.

Und Frau Marie Bang wich ab vor diesem Blick.

Da schüttelte Herr Franz Schneeberger leise den Kopf.

„Die Frauenzimmer! Allerweil gleich —. Vom ersten Augenblick bis zum letzten —. Wanns' f' nur schwindeln können! Und da is' d' Beste net besser als wie a jede . .!“

„Was soll ich denn geschwindelt haben?“ fragte Frau Bang, doch ihre Stimme war voll Unsicherheit, wie sie sprach.

„Was? Na jetzt so a Komödi! . .“ Herr Franz Schneeberger sah nach jenem Lichtbande, das mit dem Flimmern und dem Tanzen der tausend feinen Stäubchen zum Fenster aufstieg, und es war wieder Stille in dem Zimmer.

Dann aber, als Minute um Minute wortlos hingegangen war, lachte er plötzlich seltsam leise vor sich hin.

„Aber Frau Bang — glauben S' denn wirkli', daß i' so an Esel bin? Glauben S' denn, daß i's net von selber weiß, wie's mit mir steht? Und daß i's net d'erkenn', ob Sie die Wahrheit sagen oder net . . . Na, na — wann S' mi' auch immer für an dummen Kerl g'nommen haben . . .“

Da griff Frau Marie Bang, die eine fremde Weichheit in dem Wesen und in der Stimme des Kranken tief bewegte, nach seinen heißen Händen.



„Jetzt muß ich Sie zur Wahrheit mahnen, Herr Schneeberger! Was Sie uns sind — uns allen dreien — mir und dem Georg und dem Mädcl, daß wissen Sie. Und was ich halt' von Ihnen und immer g'halten hab', so lang wir uns kennen . . .“

„Is' gut, Frau Bang, is' gut! Mein Gott — am End' — am End' wird da und dort a Stück'l Wahrheit sein . . . Ja — was i' noch hab' sagen woll'n . . .“

Ein wehes Zucken ging ihm mit einem Male über das Gesicht, und seine Hand fuhr jäh nach seiner Seite.

„Schmerzen? . . .“

Er nickte und lag dann wieder unbewegt, daß nur sein Atem schwer und mühsam rang. Aber in seinen Augen lebte und suchte nach Worten, was er noch hatte sagen wollen. Das ward erst langsam stiller.

Abends, als auch die Sephi kam, begann Herr Franz Schneeberger noch einmal zu sprechen.

„Frau Bang, der Bua soll kommen. Depeschieren S' ihm, jetzt wär's Zeit. Er weiß dann schon — vor ein paar Tagen, wie die G'schicht da los'gangen is, hab' ich ihn g'schrieben . . .“

Da ward es Frau Marie Bang, in deren Furchten sich in all' den schweren Stunden doch noch ein leises Hoffen eingeschlichen hatte, so schmerzvoll klar, daß dieser alte, treue Freund vor seinem Ende stand.

Und unaufhaltbar, wie sie sich auch zwang, und wie sie auch die Lippen aufeinander preßte, rannen die Tränen über ihre alten Wangen.

Im Dämmerlicht des Raumes, den nun nur jene alte kleine Lampe, die auf dem Schreibtisch stand, erhellte, sah Herr Schneeberger aus den weißen Kissen das Weinen seiner Pflegerin. Er wiegte leise den Kopf.

„Die Weiber . . .!“ Und griff mit heißer Hand dann tastend vor, daß er die Finger seiner alten Freundin fand. „Aber Frau Bang — was wär' denn jetzt dös . . . aber na — so was . . .“

Sephi nahm das Telegramm für Georg mit, als sie dann ging. Sie hatte Frau Bang ablösen wollen für die Nacht, die aber war von ihrem Platz am Krankenbett nicht gewichen. Und Herr Schneeberger hatte still in seinen Kissen die Reden dieser beiden mit angehört und doch dann wie in träumender Zufriedenheit genickt, da Georgs Mutter blieb.

Und wieder Stunden einer stillen Qual, in denen der Kranke im Fieberschlummer und in Schmerzen lag, nur unterbrochen von dem Ab- und Zugehen der stillen Frau, die ihm mit linden Händen die Eisbeutel erneute und von der vorgeschriebenen Medizin reichte.

Zwischendurch saß sie still auf ihrem Stuhl und sann mit wehen Augen. Nun hatte Georg wohl schon die Depesche. Dann kam ihr Bub . . . Ob er den hier noch traf? Mein Gott! Mein Gott! Ein Beten war in ihr, und alle ihre Freude, daß sie den Buben wiedersehen sollte, ging unter in der Angst und Sorge um Herrn Schneeberger.

Dann aber schloß sie ihre Augen. Mit einem Male war sie so müde . . . und saß so still, ganz lang' — und fuhr er-

schrocken erst aus ihrem Träumen, als sie die Stimme des Herrn Franz Schneeberger hörte — wie von ganz ferne her: „Frau Bang . . .?“ Er hatte sich im Bett mühsam aufgesetzt und winkte ihr zur Ruhe, als sie erschrocken ihn wieder in die Kissen drücken wollte.

„Ja — also hör'n S', Frau Bang — das muß ich Ihnen sagen . . . Das Testament — viel is' ja net, was ich hab' — aber — net wahr? — halt doch . . .“

Sie sah, wie schwer ihm jedes Reden fiel, und ihre Augen baten, daß er schweige.

Doch er sprach weiter:

„Also hör'n S', Frau Bang, dort drüben im Schreibtisch, rechts in der kleinen Lad', da liegt's . . .“

Er wollte weisen mit der Hand, die Finger aber flatterten ihm dabei eigenwillig hin und her. Da gab er das mit einem spöttischen Lächeln auf.

„Das G'schäft is' für den Georg — ja . . .“

„Herr Schneeberger . . .“ Ihre Stimme war Schluchzen.

„Na, und was i' sonst hab, das biß'l Geld, die paar Papiere, die soll der Buchfink haben, wissen S', unser Buchhändlerverein . . . und die Möbel und allen den Kraam, der is' für Sie . . . No ja, Verwandte hab' i' kein' . . .“

Sie weinte und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Da schob sie seine Hand über die Decke hin zu ihr und griff nach ihrem Arm.

„Aber, Frau Bang!“ Als wäre in seiner Brust ein heimliches glücklich frohes Lachen, so klang das Zittern seiner Stimme, und das klang seinen Worten lange nach.

Schon wollte er den müden, aufgestützten Arm wieder heben und sich zurück in seine Kissen gleiten lassen, da fiel ihm noch etwas aufs Herz.

„Frau Bang, hör'n S', alles g'hört dem Georg, das ganze Geschäft, nur hint' im zweiten Zimmer, da liegt a Paß'l: a Duzend ganz seltene Wienerer Bücher sein' drin, dem Hofnagel sein Plan von 1609 und so . . . Das Paß'l soll er mit an' Gruß von mir der Stadtbibliothek bringen . . . soll'n a' was haben die Wiener vom Schneeberger . . . ja . . .“

Dann gab er seiner Schwäche nach. Still lag er da, doch die Augen waren offen.

Er sah die Tränen der Frau Bang und lächelte bei all den Schmerzen, die ihn wieder überfielen.

Und als sie einmal, immer noch mit Schluchzen, nach dem Eisbeutel an der Seite griff, da nahm er ihre Hand in seine heißen Hände und streichelte die alten harten Finger.

„Aber Frau Bang!“ sagte er nur, „a Frau wie Sö . . . aber schau S', aber gengan S', Frau Bang . . .“ Und wieder zitterte das heimliche glücklich frohe Lachen wie Schluchzen durch das Zimmer.

Dann war es still.

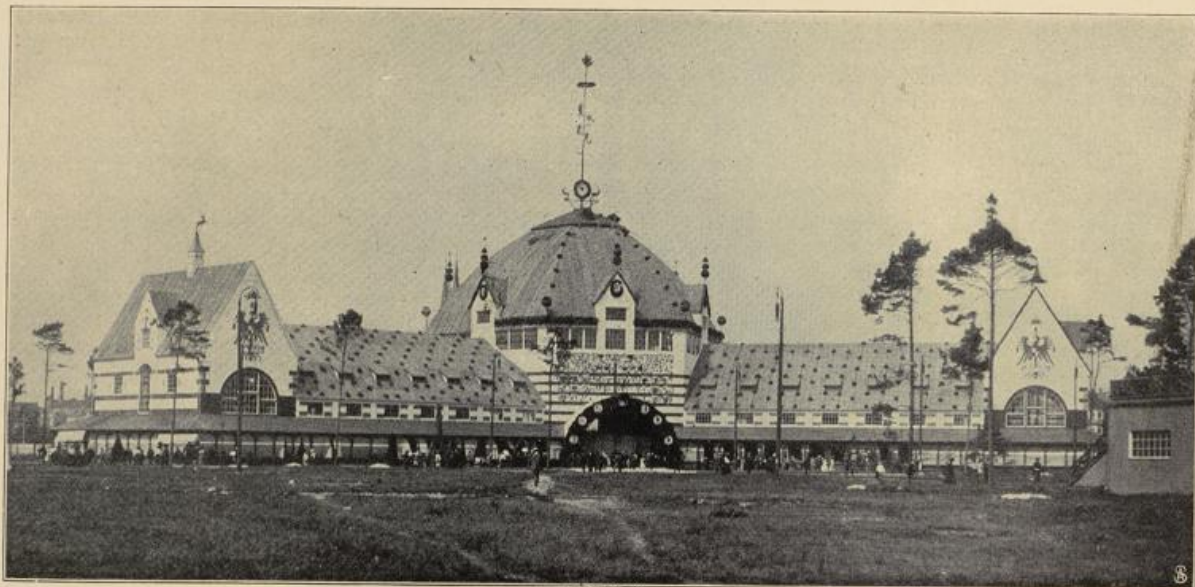
Herr Franz Schneeberger sprach auch in diesen schweren Stunden, die nun kamen, nicht mehr.

Und gegen Morgen, als das Licht des Tages schon hell von draußen durch die Scheiben brach, da kämpfte er den letzten Kampf zu Ende. (Fortsetzung folgt)



**Zum 15. deutschen Bundesschießen in München.** (Zu den unruhigen Abbildungen.) In München, da verliert man noch Feste zu feiern! Die Theresienwiese, dieser unvergleichliche Tummelplatz für vergnügtes Volk, weiß davon zu erzählen. Und die Schützen, die in der Mitte dieses Monats aus allen Teilen Deutschlands dorthin zusammenströmten, werden auch manch fröhliches Lied von jenen Tagen singen können, aber auch von guten, vaterländischen Worten, die sie in Bayerns Hauptstadt vernommen haben. In dem bunten lebensfrischen Treiben kam alles auf seine Kosten, das Auge, das Herz, der Magen und die Kehle. Wer

viel lachen wollte, der ging in die Ausstellung von Karikaturen auf das Schützenweien, wo ein freundlicher, etwas abenteuerlicher Pförtner den Besucher schon von vornherein in die richtige Stimmung brachte. In München haben alle Veranstaltungen ein künstlerisches Gepräge. Die Ausschmückung der Straßen und Gebäude war großartig und schön. Die ganze Leitung lag in den Händen des Münchener Architekten Emanuel Seidl, der in erster Linie mit der Festhalle etwas schwer zu Überbietendes schuf. In gewaltigem Umfang erhebt sich der Bau, eine Holzkonstruktion, bei der sich — eine kühne technische Neuerung — in



Die Festhalle.

der Kuppelhalle z. B. zwölf Bogenrippen 31 Meter hoch, bei 37 Metern Spannweite, ohne Stützen wölben.

**Profession im Gouvernement Karsk.** (Zu dem Bilde auf S. 641.) Unter den russischen Malern der Gegenwart nimmt trotz eines sehr regiamen und talentvollen Nachwuchses Ilya Kjepin noch immer den ersten Platz ein. Aber vier Jahrzehnte erstreckt sich die künstlerische Tätigkeit dieses Meisters, der in den sechziger Jahren als genialer Stürmer und Dränger gegenüber der alten akademischen Schule auf den Plan trat und noch heute, trotz aller Versuche, ihn zu



Der Pförtner der Karifaturenaußstellung.

„enthronen“, seine ausgezeichnete Stellung in der Welt der russischen Kunst behauptet. Als Porträtist sucht Ilya Kjepin seinesgleichen, als Historienmaler ist er noch immer unerreicht, und mit seinen realistisch

padenden Schilderungen aus dem russischen Volksleben steht er als der große Meister unter den Epigonen da. Seine „Wolgaschiffer“ („Burlaki“), wohl das berühmteste unter allen seinen Gemälden, nehmen auf diesem Gebiet den vornehmsten Rang ein. Aber auch die übrigen Gemälde Kjepins, die Stoffe aus dem Volksleben zur Darstellung bringen, zeigen die gleiche Meisterhaftigkeit. Mit

Recht schätzt man namentlich eine „Professionsbilder“, von denen er einige gemalt hat, und unter denen seine „Profession im Gouvernement Karsk“ an erster Stelle steht. Wie viel Wahrheit, wie viel scharfgeschautes und trefflich wiedergegebenes Leben ist in diesem figurenreichen Bild! Ein sommerlicher Umzug mit den Heiligenbildern, die, aus der Kirche entnommen, von der fromm erschauenden Gemeinde über die Felder getragen werden, damit sie hier Wunder wirken, Fruchtbarkeit wecken, den Hagel und Blitzschlag abwenden . . . wie wahr und echt ist das alles, die Popen und Beamten,

die Bauern und Bettler, die Männer, Weiber und Kinder! Das ist das rechtgläubige, seinem Gott, seinen Heiligen, seinem Zaren blind vertrauende, stumpf fatalistische Volk der hundert Millionen, das ist die farnatische Sphinx, deren Geheimnis zu ergründen so viele versucht haben, und nur wenige mit so gutem Erfolg wie Ilya Kjepin, der selbst als ein schlichter Sohn dieses Volkes, als einfaches Bauernkind geboren wurde.

**Die Entdeckung des Aluminiums.** Die Geschichte der Chemie lehrt uns, daß das Aluminium im freien Zustand zuerst von dem Chemiker Wöhler hergestellt wurde. Er erhielt es im Jahre 1827 als graues Pulver und im Jahre 1845 als kleine glänzende Metallkugeln. Seit 1854 wird das Metall nach verschiedenen Methoden technisch gewonnen. Es ist aber alles schon einmal bereits im Altertum bekannt. Daran erinnerte neuerdings die „Zentralzeitung für Optik und Mechanik“. Wie Plinius berichtet, erschien einmal im Palast des römischen Kaisers Tiberius ein Metallarbeiter. Er bot dem Imperator einen Gegenstand aus Metall an, der äußerlich wie Silber ausah, aber auf-



Fluchbraterei.

Vom 15. Deutschen Bundeschießen in München.

fallend leicht war. Auf die Frage des Kaisers, wo dieses Metall zu finden sei, erwiderte der Arbeiter, daß er es aus tonhaltiger Erde gewinnen könne. Nun forschte Tiberius weiter, ob der Arbeiter seine Kunst schon anderen mitgeteilt habe. Der Gefragte gab zur Antwort,

daß außer ihm nur Jupiter das Geheimnis kenne. Diese Erklärung besiegelte das Schicksal des Unglücklichen. Tiberius fürchtete, das neue Metall könnte den Wert des Goldes und des Silbers beeinträchtigen, und ließ die Werkstatt des römischen Aluminiumerzeugers zerstören und ihn selbst enthaupten. So blieb das Verfahren unbekannt. Es liegt nahe, daß jener Metallarbeiter, dem ja die gewaltigen Hilfsmittel der modernen Chemie und Technik nicht zur Verfügung standen, ein einfacheres und wohl auch billigeres Mittel zur Herstellung des Aluminiums als die uns geläufigen Verfahren kannte. Ein Nachentdecken und Wiederfinden könnte somit noch heute in diesem Fall einem fündigen Mann Nutzen bringen; um seinen Kopf brauchte er in unserer Zeit nicht zu fürchten.

**Die Dreyfus-Tragödie.** (Zu den umstehenden Abbildungen.) Das große Drama, über dem der Name Dreyfus stand, und das das ganze französische Reich in allen seinen Zugen erzittern ließ, hat endlich einen veröhnenden Abschluß gefunden. Der laute Schrei nach Gerechtigkeit ist nicht ungehört verhallt, über Trümmer und Leichen hinweg hat sie doch gesiegt, und nicht nur die französische Nation kann nun befreit aufatmen; an ihr hat diese traurige Angelegenheit wie ein häßlicher Wurm genagt. Viele von den Hauptmitwirkenden in diesem Sensationsstück von Partei und Gegenpartei haben das Ende nicht mehr erlebt — leider! Emile Zola, den unerhrostensten Wahrheitskämpfer, rief man gerne ins Leben zurück. Aber an zweien wird wieder gutgemacht werden, was man an ihnen verbrach, an dem Hauptmann Alfred Dreyfus und an Oberst Picquart, der alles dransteckte, dessen Unschuld nachzuweisen. Im Jahr 1895 wurde Dreyfus von dem obersten französischen Kriegsgericht

wegen Spionage zu Degradation und lebenslänglicher Verurteilung nach Cayenne verurteilt. Unmensliche Leiden hatte der Unglückliche auf der Teufelsinsel auszuhalten — fünf Jahre lang. Dann regten sich Zweifel an seiner Schuld, sie verdichteten sich immer mehr, Männer wie Zola und der Senator Scheurer-Kestner verlangten eine Wiederaufnahme des Prozesses. Sie setzten sie durch, seltsame Gestalten, wie der Oberst Henry und Gherbaz, traten auf und kämpften verweiseit um das Lügengewebe, das sie gesponnen, anfangs mit Glück, denn Oberstleutnant Picquart, der als Gegenzeuge aufgetreten war, wanderte, ein Märtyrer der gerechten Sache, ins Gefängnis. Nun aber brach die Flut herein, Zolas offene Anklageschrift erschien und beschwor mit dem Prozeß gegen ihn auch die Aufdeckung alles Lugs und Betrugs heraus. Die Revision des Prozesses begann, Dreyfus wurde 1899 zurücktransportiert, und nach erbitterten Kämpfen der Parteien wurde das Urteil vom Jahre 1894 durch das Kriegsgericht in Rennes aufgehoben und Dreyfus unter Jubilation mildere Umstände zu zehn Jahren Zellenshaft verurteilt. Präsident Loubet begnadigte ihn; aber seine vollständige Freiheit, seine Ehre, seine Zukunft sind ihm durch dies letzte Urteil des Kassationshofes vom 12. Juli erst wiedergegeben, ihm und seinen Mitkämpfern, die es erlebten.



Stoßler Gebirgsschützen.

**Das Reitermonument Otlos**

von Wittelsbach bildet gewissermaßen die Krönung der neuen prächtigen Wittelsbacher Brücke in München, die mit ihren vier gewaltigen Bögen, ihrer Breite von 20 Metern und ihrer Länge von 138 Metern zu den herrlichsten Bau- schöpfungen der Hauptstadt zu rechnen ist. Mit dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach hub die eigentliche Geschichte Münchens an, und der Krieger, der vor dem Pferde mit dem Schilde gedeckt in liegender



Die Deutschmeister aus Wien.  
Vom 15. Deutschen Bundesfesten in München.

Jaeger & Goergen, München, phot.



General Picquart.

nerische Arbeiten bereits einen

**Das Reich der Hundertjährigen.**

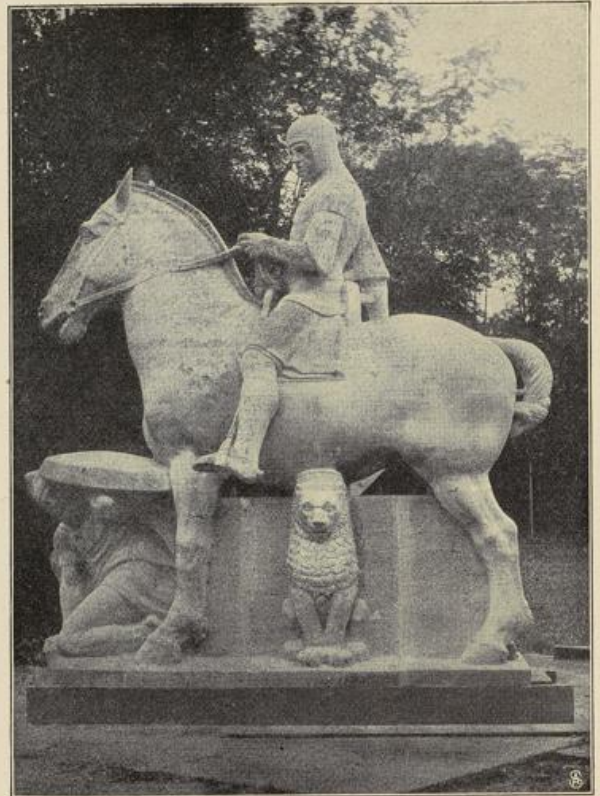


Major Dreyfus.

dort ein zäheres Leben, denn unter den Hundertjährigen waren 74 Frauen und 71 Männer und unter den 95 angehenden Hundertjährigen gar 52 Frauen. Für alle also, die sich von diesem Leben nicht trennen mögen, scheint Genlon die geeignete Gegend zu sein.

**Das Fahnen-schwenken in Krempe.** (Zuden nebenstehenden Abbildungen.) Je reicher wir Menschen von heute an neuen Erfindungen aller Art werden, je ärmer werden wir an alten übernommenen und überkommenen Bräuchen. Alle anerkanntswerten Bemühungen, sie uns zu retten, halten ihr Absterben nicht auf. Darum kann man es gar nicht froh genug begrüßen, wenn man solch einem altherwürdigen Brauch, wie es das Fahnen-schwenken ist,

Stellung lauert, erinnert an den historischen, für den Wittelsbacher so rühmlichen Vorgang bei der Veroneser Klause. Hier rettete Otto von Wittelsbach im Jahre 1155 dem Kaiser Friedrich I., der von einem vornehmen Veronesen mit seinen Mannen im Engpaß überfallen wurde, die Freiheit, indem er unter großen Gefahren den Feind umging und vertrieb. Die Reiterstatue ist in romanischem Stil gehalten, überlebensgroß, in einer Höhe von 4 Metern vom Sockel an gerechnet und einer Länge von 3,60 Metern. 900 Zentner Muschelfalk waren erforderlich zur Ausföhrung des Monuments, das ein turnartiger Fetterbau der Wittelsbacher Bröde trägt. Das Werk ist die Schöpfung des hochbegabten jungen Münchener Bildhauers Georg Bräba, der sich durch mehrere bild-



Reife & Co., München, phot.

**Standbild Otto von Wittelsbachs in München.**  
Ausgeföhrt von G. Bräba.

haben immer mehr Kuriositäten als wir in der Alten Welt. So wurden bei der letzten Volkszählung in den Vereinigten Staaten 3536 Hundertjährige angegeben. Einige Zweifel gegen diese hohe Zahl sind aber allerdings berechtigt, denn man darf nicht vergessen, daß in einigen Gegenden der Vereinigten Staaten 75 v. H. der Bevölkerung Neger sind, die über das Datum ihrer Geburt nur sehr ungenügend Bescheid wissen. Mit mehr Recht als die Vereinigten Staaten kann sich die Insel Genlon rühmen, das Land der Hundertjährigen zu sein. Auf Grund genauer Ermittlungen hat man festgestellt, daß es dort eine Frau von 121 Jahren gibt. 145 andere Einwohner hatten das 100. Lebensjahr überschritten, und 95 Personen traten gerade in das hundertste ein. Die Frauen haben

noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit begegnet. Nur noch in einer einzigen deutschen Stadt, dem kleinen Krempe in Schleswig-Holstein, ist es zu finden, und es ist dort ein besonderes Verdienst der Schützengilde, daß diese eigenartige Kunstfertigkeit uns noch vor Augen geführt wird. Seit dem Gründungsjahr der Gilde, das ist seit 1541, haben die Kremper Schützengildebrüder nicht von ihrem alten vererbten Recht gelassen, zwei Fahnen-schwenker zu unterhalten, die alljährlich bei dem Schützenfest auf dem Marktplatz vor dem Rathaus und vor großem Publikum ihre Künste zeigen. In kleidsamen historischen Kostümen üben sie den Brauch; ein



Senken der Fahne begrüßt die Zuschauer, mit einem eigenartigen Marsch in langsamem Schritt beginnen die Übungen, wobei die Fahne taltmäßig über dem Kopf geschwungen wird. Immer schneller und schwieriger werden die Bewegungen, um den Körper, um die Beine, unter den Armen werden die Fahnen hindurchgeschwungen, hoch in die Luft, schließlich mit gewaltigem Rud höher als die Häuser geschleudert und geschickt wieder aufgefangen. Eine Vermutung führt dies Schwenken auf militärischen Ursprung zurück, vielleicht wurde es zur Kurzweil nach Kampf und Sieg in den Feldlagern geübt.



**Vom Fahnen-schwenken der Schützengilde zu Krempe in Schleswig-Holstein.**